


Johann Heinrich Tieftrunk

**Censur des Christlichen Protestantischen Lehrbegriffs nach den Principien der Religionskritik : mit besonderer Hinsicht auf die Lehrbücher der Herren D. J. C. Döderlein und D. S. F. N. Morus**

**[Erster Theil], Erste Fortsetzung**

Berlin: Im Verlage der Königl. Preußischen akademischen Kunst- und Buchhandlung, 1791

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1696829097>

Band (Druck) Freier  Zugang



9872

6588

Dd

6

LBN 0065





**C e n s u r**  
des  
Christlichen Protestantischen  
**Lehrbegriffs**

nach den  
Principien der Religionskritik

mit  
besonderer Hinsicht auf die Lehrbücher  
der Herren

D. J. C. Döderlein

und

D. S. J. N. Morus.

---

Erste Fortsetzung.

---

Berlin, 1791.

Im Verlage der Königl. Preussischen akademischen Kunst-  
und Buchhandlung.

1871  
Gelehrter  
Verleger

Verlag

D. J. C. O. S. S. I. G. N. I. S. T. A. M. B. I. U. M.

Verlag

Verlag

B. Von  
C. Von  
D. Von  
E. Von  
F. Von  
G. Von  
H. Von  
I. Von  
J. Von

---

## Inhalt.

- B. Von der objektiven Möglichkeit des Wunders. Seite 3.  
C. Von der moralischen Möglichkeit der Wunder. S. 12.  
D. Ueber den Beweis der Wirklichkeit der Wunder. S. 15.  
E. Ueber die historische Glaubwürdigkeit der Wunder.  
Seite 21.  
F. Ueber das Interesse der Vernunft bei Wundern. S. 27.  
G. Von den Wundern in Beziehung auf die christliche  
Religion Seite 36.  
Rekapitulation. Seite 65.  
H. Von der Weissagung. S. 68.  
I. Von der Eingebung S. 79.  
Beschluß über das Wunderbare im Christenthume über-  
haupt. Seite 107.

### Drittes Kapitel.

Von den Grundartikeln der christlichen Religion, S. 112.

---

Einige Verbesserungen im Abdruck des  
ersten Bandes.

- Seite 15. der — die. S. 19. privative — privatim.  
Seite 32. ohnehin — obenhin. S. 42. wollte — wolle.  
Seite 44. müsse — muß. S. 47. u. b. — nicht — diese.  
Seite 49. wie — die. S. 63. aus — aus Furcht.  
Seite 79. ausrichten — ausbilden. S. 84. einge-  
führt — geführt. S. 91. demnach — dennoch.  
Seite 93. jedem — jeden. S. 96. kann — können.  
Seite 217. wichtige — richtige.

---

Fortsetzung  
des  
zweiten Kapitels  
von den  
Gründen der Glaubwürdigkeit  
der  
Christlichen Religion  
überhaupt.

---

B.

Von der objektiven Möglichkeit des Wunders.

Wir haben den Begriff des Wunders dahin bestimmt, daß, wenn es überall etwas bedeuten soll, es nur eine durch übersinnliche Ursachen gewirkte Naturbegebenheit bezeichne. Zugleich haben wir gesehen; daß sich das Wunder in dieser Hinsicht gar wohl denken lasse; folglich die logische Möglichkeit desselben, trotz allen bisherigen Widersprüchen, unerschütterlich fest stehe.

A 2

Den

Dennoch ist aber hiermit noch nichts für die Sache der christlichen Dogmatiker gewonnen; wenn man nicht zugleich die objektive Möglichkeit des Wunders erweisen kann.

Wie weit man es hierin, nach dem Leitfaden vernünftiger Principien bringen kann; wollen wir so eben untersuchen.

Die objektive Möglichkeit ist entweder metaphysisch oder physisch. Jene bezieht sich auf das, was durch übersinnliche Kräfte möglich ist oder nicht. — Um hierüber aber etwas auszumachen, müßten wir die übersinnlichen Wesen nicht problematisch denken, sondern assertorisch kennen. Wir müßten ihre bloße Existenz nicht allein annehmen, sondern auch mit ihrer Natur, den Gesetzen derselben und dem Charakter ihrer Kausalität bekannt sein. — Lauter Forderungen, nach deren Erfüllung die spekulative Neugierde forscht, in deren Besitz sich die täuschende Phantasie öfters wähnt und über welche der stiere Aberglaube gewöhnlich mit strotzender Allwissenheit debattirt; welche aber (aufrichtig gesprochen) über das Vermögen und die reelle Bestimmung unsrer Vernunft so weit erhaben sind; daß wir nach allen Zurüstungen und Vorbereitungen einer sich selbst kritisirenden Philosophie am Ende nichts als dies wichtige Resultat herausbringen: „daß wir von unserm Erkenntnißvermögen zu jenen übersinnlichen

chen

chen Wesen durchaus keine Brücke schlagen und folglich von ihnen, wie sie an sich selbst beschaffen sein mögen, überall nichts erkennen können.<sup>22</sup>

Wir können demnach über ihr Wesen, über ihre Kräfte, über die Gesetze und den Charakter ihrer Kausalität gar nichts ausmachen; wir können weder wissen, was durch ihre Natur möglich, was durch die Eigenthümlichkeit ihrer Kausalität nothwendig, noch auch was durch sie unmöglich und nicht nothwendig sei. Alle diese Worte verlehren, wenn wir sie auf übersinnliche Wesen übertragen, so gleich alle ihre Bedeutung, und wir schweben, in Rücksicht auf unser Erkenntnißvermögen von diesen Dingen, gleichsam in einem leeren Raume; wo unsere Behauptungen des Möglichen oder Unmöglichen beide ohne Grund und gleich unzulässig sind.

Wir können also gar nicht bestimmen, in wie ferne durch die Natur der übersinnlichen Wesen etwas, es sei ein Wunder oder was es sei, möglich oder unmöglich sei. Wir thun demnach am vernünftigsten, wenn wir hier gar nichts behaupten und jenes Sokratische „ich weiß nicht“ ist auch hier der bescheidenste und gründlichste Ausdruck.

Dennoch aber bleibt das Dasein übersinnlicher Wesen eine nie aufzugebende, gar nicht beliebige, sondern nothwendige Hypothese; eine Hypothese, welche

man eben dadurch, daß man eine Sinnenwelt erkennt, auch zuzulassen genöthigt wird.

Dennoch aber ist es eine blos mißverstandene Neugierde, über die Natur der übersinnlichen Wesen etwas bestimmtes ausmachen zu wollen; denn theils ist es unserm Erkenntnißvermögen zu hoch, theils ist es auch gar nicht nöthig. Es hat dieses mit dem reellen Zweck und Beruf unsrer Menschheit, so weit wir ihn hienieden zu würdigen verstehen, gar keine Verbindung.

Wenn wir nun über die objektive Möglichkeit der Wunder, so weit sie aus einer Erkenntniß der übersinnlichen Wesen hergeleitet werden müßte, nichts ausmachen können; und es am rathsamsten ist, diesen Gedanken ganz aufzugeben, so bleibt uns nur noch die Frage wegen der physischen Möglichkeit zu erörtern übrig.

Wir wollen also sehen, ob ein Wunder in Hinsicht auf die sinnliche Natur, auf die Gesetze der Erscheinungen in der Sinnenwelt, möglich und wie es möglich sey oder nicht.

Könnten wir die metaphysische Möglichkeit bestimmen, so würde diese Bestimmung auf der Einsicht der Uebereinstimmung der Wunder mit den Kräften und dem Charakter der Kausalität der übersinnlichen Wesen beruhen. Weil wir nun diese Einsicht nicht haben, so fällt auch jene Bestimmung für uns ins Unmöglich-

mög-

mögliche. Jenem parallel wird nun die physische (objektive) Möglichkeit der Wunder auf ihrer Uebereinstimmung mit den formalen und materialen Bedingungen der Erfahrung beruhen.

Wir geben durch diese Erklärung gänzlich auf, bestimmen zu wollen, wie ein Wunder durch die Natur des übersinnlichen Wesens an sich gewirkt werde; sondern bestimmen blos, wie sich das übersinnliche Wesen verhalten müsse, um ein Wunder in der uns bekannten sinnlichen Welt zu wirken; und da behaupten wir nun

erstlich, daß wir durch ein Wunder nicht die wirkende Kraft, sondern blos die Wirkung derselben erkennen. Es ist also blos das Gewirkte, was hier in Betrachtung kommt.

Zweitens muß sich das wirkende übersinnliche Wesen zu den formalen und materialen Bedingungen der Erfahrungen bequemen und diesen gemäß wirken; und dieses deshalb, weil sonst die Wirkung der übersinnlichen Kraft kein Gegenstand der Erkenntniß für uns sein könnte.

Für uns wird also die Begebenheit grade das Ansehen haben, als wenn sie durch eine sinnliche Ursache gewirkt wäre. Auch würden die Gesetze der Natur dadurch gar nicht aufgehoben oder vernichtet,

sondern sie würden blos wie im Dienst einer höhern Kraft zu betrachten sein.

Diese Bemerkung ist darum sehr wichtig, weil durch sie der Einwand, als würden durch die Wunder die Gesetze der Natur aufgehoben, gänzlich wegfällt. Selbst das übersinnliche Wesen, wenn es eine durch keine Naturkräfte mögliche Wirkung in der Natur hervorbringen will, muß sich den Gesetzen der Natur in so weit unterwerfen, daß es sich derselben zur Hervorbringung seiner Wirkung bedient.

Dieses behaupten wir nicht darum, weil es etwa dem übersinnlichen Wesen an sich unmöglich wäre, die Gesetze der Natur aufzuheben; denn das wissen wir nicht, sondern blos darum, weil seine Wirkung auf jeden andern Fall gar nicht in den Kontext unsrer Erfahrung kommen könnte.

Ich muß den nachdenkenden Leser hier schon auf die wichtige Untersuchung: wie ist Erfahrung überhaupt möglich? verweisen. Er findet sie in J. Kants Kritik der reinen Vernunft zur völligen Genüge beantwortet. Nur so viel bemerke ich hier zum nähern Verständniß des Vorigen; daß, wenn eine Begebenheit nicht in Raum und Zeit erscheint, sie für uns überall kein Gegenstand der Anschauung werden kann; und wenn sie nicht unter die Urbegriffe des Verstandes subsumirt werden kann, sie überall kein Gegen-

genstand des Denkens für uns ist. Nun resultiren aber aus den Formen der Anschauung und des Verstandes die allgemeinen Gesetze der Natur und der Erfahrung und was jenen widerspricht, ist eben darum für uns kein Gegenstand der Wahrnehmung und der Erkenntniß. Wenn also auch eine Begebenheit wider jene allgemeine Bedingungen geschähe, so würde sie doch für uns so gut wie gar nicht da sein; denn was von uns nicht angeschaut und gedacht, was von uns nicht wahrgenommen und erkannt werden kann, was den Gesetzen unserer Natur und Erfahrung widerspricht, das ist auch für uns nicht da.

Es gehört also zur reellen (objektiven) Möglichkeit der Wunder, daß sie den Bedingungen der Erfahrung, das ist, den Gesetzen der sinnlichen Natur gemäß geschehen. Das Wundersame wird also nicht darin bestehen, daß es die Naturgesetze aufhebt, sondern blos darin, daß etwas nach den Gesetzen der Natur geschieht, was durch bloße Naturkräfte zu wirken nicht möglich ist.

### Rekapitulation.

Wir finden uns also gehöthigt

- 1) nicht allein die logische Möglichkeit der Wunder einzuräumen, das ist, zuzugeben, daß sie sich denken lassen;

2) son-

3) son-

- 2) sondern auch ihre reelle Möglichkeit dahin zu bestimmen, daß sie den formalen und materialen Bedingungen der Erfahrung, folglich den Naturgesetzen gemäß geschehen müssen. Die Wirkung der wunderthätigen Kraft muß wahrgenommen und erkannt werden können.
- 3) Das wirkende übersinnliche Wesen wird sich also wie eine wirkende sinnliche Ursache verhalten und ein Factum hervorbringen müssen, welches den Charakter einer sinnlichen Erscheinung an sich trägt. Daher wird es
- 4) weder die Naturgesetze aufheben noch verwirren, sondern es wird sich der Natur, ihrer Form und Materie, bedienen müssen, um seine Wirkung hervorzubringen.
- 5) Das Wundersame besteht also nicht in dem Widernatürlichen, sondern in dem Außernatürlichen; indem das wunderthätige Wesen in der Sinnenwelt nach sinnlichen Naturgesetzen eine Wirkung hervorbringt, welche durch den ordentlichen Lauf der Natur nicht entstanden und durch bloße Naturkräfte und Naturkausalität nicht zu bewirken war. Die wunderbare Begebenheit gleicht einem willkürlichen Eingriffe in den Lauf der Natur, ohne ihn zu zerstören oder zu verrücken; nur daß dieser Eingriff und die Wirkung desselben nicht durch bloße Natur-
- kau-

Kausalität, sondern durch eine höhere Kraft nach den Gesetzen der sinnlichen Natur hervorzubringen ist.

- 6) Die Wunder sehen also gar keinen Mangel oder irgend eine Fehlerhaftigkeit der sinnlichen Natur voraus, sondern bestehen mit ihrer so wohl formalen als materialen Integrität; indem eben durch die Gesetze und Zweckmäßigkeit der sinnlichen Natur es einer übersinnlichen Kraft möglich wird, Wirkungen hervorzubringen, welche die bloßen Naturkräfte übersteigen. Wäre die sinnliche Natur nach ihrer Form und ihrem Inhalt dazu nicht tauglich, so würde es auch durch eine übersinnliche Kausalität nicht bewirkt werden können.
- 7) Wenn wir von der Art und dem Charakter der Wunder, ihrer reellen Möglichkeit nach, reden; so betrachten wir dieses nur aus unserm Standpunkte, und stützen uns auf Bedingungen, welchen sie gemäß sein müssen, wenn sie für uns Fakta sein sollen. In Hinsicht auf die übersinnliche Wesen an sich können wir weder behaupten, daß sie Wunder thun können, noch auch daß sie sie nicht thun können oder auch welchen Charakter sie haben müßten. Von diesem allen wissen wir nichts.
- 8) Durch diese Erörterung verliert die Behauptung der Wunder alles Unvernünftige; denn die Ver-
- nunft

Wunder hat wider den so bestimmten Begriff ganz und gar nichts. Auch verschwindet hiermit so wohl aller Schein des Widernatürlichen, denn die Natur wird dadurch gar nicht zerstört, als auch des Kleinlichen, denn die Wunder setzen gar keine Fehlerhaftigkeit der Natur voraus; sondern vielmehr ihre vollkommne Gesetzmäßigkeit und Zulänglichkeit.

Hiermit stünde also die logische Möglichkeit der Wunder fest und ihre Thunlichkeit (objektiv-physische Möglichkeit) so weit als wir sie nach den Bedingungen unsrer Wahrnehmung bestimmen können.

Man verwechsle aber die Möglichkeit nicht mit der Wirklichkeit der Wunder. Um diese zu beweisen, müssen noch ganz andere Gründe herbeigehohlet werden. S. D.

## C.

Von der moralischen Möglichkeit der Wunder.

Moralischmöglich ist dasjenige, was von einem durch die Vernunftform bestimmten Willen begehrt werden kann; es sei z. B. eine Regel des Verhaltens, die sich Jemand setzt, oder ein Gegenstand, welcher zur Wirklichkeit gebracht werden soll. Da sich die Vernunft

nunft selbst einen unbedingten Zweck setzt, so wird alles, was mit dem Zwecke übereinstimmt, auch vernünftiger Weise begehrt, und was demselben widerspricht, verabscheut werden. Was also ein durch Vernunftprinzipien bestimmter Wille nicht wollen kann, was dem Vernunftzwecke zuwider ist, das ist sittlich unmöglich, hingegen ist alles sittlich möglich, was mit dem Zwecke der Vernunft harmonirt.

Sittlicher Weise wird demnach alles nach dem Werthe, den es als Mittel zum Zweck hat, gewürdigt, folglich auch das Wunder, und dieses ist moralisch möglich, das ist, es kann von einem vernünftigen Willen begehrt werden, wenn grade ein Zweck da ist, der durch keinen bloß sinnlichen Naturlauf erreicht werden kann.

Wir dürfen also nur fragen: ob die Wunder dem durch die Vernunft bestimmten absoluten Zweck widersprechen, das ist, ob sie die Moralität zerstören? Dieses wird Niemand behaupten und es ist auch grade gegen die Voraussetzung; denn ein Wunder ist nur denn und darum moralisch zulässig, wenn und weil es grade der Zweck der Moralität erfordert. Gesezt nun; es könnte dieser so eben nicht durch den Naturlauf erreicht werden und könnte doch durch eine übernatürliche Einwirkung bewirkt werden; so würde ein Vernunftwesen die übernatürliche Einwirkung (das Wunder) wol-

wollen müssen, eben weil es den Zweck will, welcher nur durch ein Wunder zu erreichen ist. Das Wunder gehört unter die Mittel und, gesetzt, es sei das einzige Mittel zum Zweck, so wird derjenige, welcher den Zweck will und das einzige Mittel dazu in seiner Gewalt hat, auch dieses wollen und zur Wirklichkeit bringen müssen.

Es würde nun sehr vorgefährlich und anmaßend sein, bestimmen zu wollen, daß J. B. die höchste Weisheit sich durchaus gar keiner Wunder bedienen müsse, um den ihrer höchsten Weisheit angemessenen Zweck in der Welt zu befördern. Denn man müßte, um hierüber so entscheidend urtheilen zu können, nicht allein den unbedingten Zweck der Welt kennen, sondern auch die ganze Natur, alle ihre Kräfte und Vermögen aufs vollständigste eingesehen haben, um bestimmen zu können, daß und wie der unbedingte Zweck der Welt durch sie allein und vollkommen erreicht werden könne, das ist, man müßte allwissend sein.

Nun kennen wir aber die Natur nur zu einem kleinen Theile, wissen nur sehr schwach, was durch ihre Kräfte möglich ist oder nicht; müssen dagegen einen unendlichen Zweck der Welt (nämlich: vollendete Moralität) zugestehen, und da bleibt es für uns die einzig richtige Behauptung, daß, wenn es der Zweck der Welt erfordert, ihn durch Wunder zu beför-

för.

fördern, eben dieselben auch von einer höchsten Weisheit beliebt werden müssen, das ist, sie sind moralisch möglich.

Weiter können wir hier mit unserm Urtheile nicht gehen; wir können gar nicht angeben, wenn die höchste Weisheit sich der Wunder als Mittel bedienen müsse, wie sie von ihr zu verrichten oder ob sie überall durch die Hinlänglichkeit der bloßen Natur entbehrlich sind.

#### D.

Ueber den Beweis der Wirklichkeit der Wunder.

Wir haben nun den Begriff des Wunders bestimmt, damit man, um allen Wortstreit zu vermeiden, wisse, was man sich eigentlich darunter zu denken habe. Er bezeichnet nämlich ein Faktum in der Natur, welches darum als eine durch eine nicht sinnliche Ursache gewirkte Begebenheit gedacht wird, weil es durch die Kräfte der sinnlichen Natur unmöglich ist. Hierdurch verhüten wir, daß nicht etwa Jemand diesen Namen einer Begebenheit oder Erscheinung beilege, weil und in so fern sie über unsrer Erfahrungserkenntniß ist, sie also eher etwas Bewundernswürdiges, Seltenes, Außerordentliches oder etwas Wunderbares oder Uebernatürliches schlechthin heißen sollte.

Zugleich rechtfertigen wir hiermit die logische Möglichkeit des Wunders; denn es erhellet, daß der

so

so bestimmte Begriff gar nichts Widersprechendes oder Undenkbares in sich enthält.

Ja, wir sind noch weiter gegangen, wir haben sogar die objektive (reelle, physische) Möglichkeit bestimmte, das ist, wir haben erörtert, wie sich die übersinnliche Ursache zu der Sinnenwelt verhalten müsse, um ein Wunder zu bewirken. Nämlich also, daß es zu den materialen und formalen Bedingungen der Erfahrung, folglich zu den Gesetzen der Natur harmonirt. Es muß dadurch die Natur nicht verwirrt, noch weniger ihre Gesetzmäßigkeit aufgehoben werden. Die übersinnliche Kraft muß sich der Natur nur bedienen, ihren regelmäßigen Lauf nur hemmen; so daß, wenn die den Naturlauf hemmende oder hindernde Kraft aufhört einzuwirken, auch die Wirkung aufhört und die Natur, wie zuvor, ihren gesetzmäßigen Lauf behält.

Jedoch urtheilen wir dieses nicht aus Erkenntniß von den Kräften und der Natur der übersinnlichen Wesen an sich, denn diese kennen wir gar nicht, sondern blos daraus und darum, weil, wenn die übersinnlichen Kräfte sich nicht der Natur nach ihren Gesetzen bedienen, ihre Wirkungen (die Wunder) als Fakta gar nicht in den Zusammenhang der Erfahrung und zu unsrer Wahrnehmung gelangen könnten.

Zu diesem haben wir die moralische Möglichkeit der Wunder aus dem Begriffe des unbedingten Zwecks  
der

der Welt gerechtfertigt; weil hler gar nicht in Betrachtung kommen kann, was durch die Natur allein nur möglich ist, sondern was nur eines über alle sinnliche Natur weit hinausreichenden Zwecks der Welt willen geschehen muß. Die Beziehung auf den Zweck bestimmt hier den Werth und die Zuläßigkeit des Mittels. Wenn in gewissen Fällen nur die Vollziehung einer Wunderthat die einzige Bedingung zur Erreichung eines sittlichen Zwecks ist, so ist jene eben darum nicht allein zuläßig, sondern auch für denjenigen, welcher sie zu verrichten die Macht hat, sittlichnothwendig.

Die Gründe, welche demnach die Bestreiter der Wunder aus ihrer angeblichen Undenkbarkeit, physischen Unthunlichkeit oder wohl gar aus ihrer metaphysischen Unmöglichkeit hernehmen, sind eben so schwach, als es anmaßlich ist, sie für die höchste Weisheit in Beziehung auf den höchsten Zweck der Welt für unzuläßig, das ist, für moralischunmöglich zu halten.

Wichtiger und schwieriger wird aber die Frage wegen der Wirklichkeit der Wunder; ob sie nämlich je geschehen sind oder nicht, und ob das Eine oder das Andere evident zu erweisen ist.

Zwischen der Möglichkeit und Wirklichkeit befindet sich eine große Kluft. Nicht alles, was denkbar ist, ist darum auch wirklich, nicht alles, was thunlich

B

ist,

ist, ist darum auch schon gethan, und nicht jedes mögliche Mittel zu einem moralischen Zweck ist darum auch schon das einzige und gebrauchte.

Es müssen also außer den Gründen der Möglichkeit des Wunders noch ganz andere herbeigezogen werden, wenn ihre Wirklichkeit dargethan werden soll.

Wirklich ist dasjenige, was entweder durch Wahrnehmung (Empfindung mit Bewußtsein), oder durch seinen nothwendigen Zusammenhang mit der Erfahrung überhaupt gegeben ist. Von jenem sagen wir, es sei wirklich, weil wir es mit Bewußtsein empfinden; von diesem, es sei wirklich, weil es mit der Erfahrung nach nothwendigen und allgemeinen Gesetzen zusammenhängt. Die Anziehung des Eisensells ist etwas wirkliches, weil wir es wahrnehmen; aber auch die magnetische Kraft ist etwas wirkliches, ob wir sie gleich nicht unmittelbar wahrnehmen; sie aber doch wie Ursach mit der Wirkung (mit der Anziehung des Eisensells) nach allgemeinen Gesetzen der Natur zusammenhängt. Der Grundsatz der Kausalität ist ein allgemeines Naturgesetz und nach diesem ist die Anziehung des Eisensells nicht möglich, wenn nicht eine magnetische Materie da wäre, welche sich zu jener Anziehung wie Ursach zur Wirkung verhielte. Wir werden hier von der Wirklichkeit der magnetischen Materie nicht durch unmittelbare Wahrnehmung, aber doch durch ihren noth-

wen-

wendigen Zusammenhang mit der Erfahrung überhaupt überführt.

Um also die Wirklichkeit der Wunder darzuthun, muß man beweisen, entweder, daß sie in der Erfahrung wirklich gegeben werden, daß man sie unmittelbar wahrnehme; oder, daß man durch ihren notwendigen Zusammenhang mit der Erfahrung überhaupt, auf sie folgern könne.

Geschähen nun noch täglich Wunder, so würden wir von ihrer Wirklichkeit durch Wahrnehmung überführt. So aber haben sie längst aufgehört zu geschehen und man findet in diesen Zeiten kein glaubwürdiges Beispiel davon. Denn die angeblichen Wunderdinge der betrügenden Pafferei oder gewinnsüchtiger Gaukler können jetzt keinen vernünftigen Menschen mehr irre führen. Folglich können wir durch Wahrnehmung, nicht von der Realität der Wunder versichert werden.

Auf dem andern Wege, da die Wunder nämlich durch einen notwendigen Zusammenhang mit der Erfahrung überhaupt erkannt werden sollten, können wir auf gar nichts Wunderbares stoßen. Denn dieser Zusammenhang wird durch Naturkausalität bestimmt und es ist alles, was durch dieses Gesetz bestimmt wird, auch eben deshalb lauter Natur oder Natürliches.

Nun besteht aber der Charakter des Wunders eben darin, daß es nicht bloß durch Naturkausalität

Bewirkt ist; folglich müssen wir durch den bloßen Zusammenhang mit allgemeinen Naturgesetzen nicht darauf geführt werden können, weil dieses eben dem Begriff des Wunders widerspricht.

Wir sind also nun zwar soweit, daß wir einsehen:

1) die Wunder lassen sich denken,

2) sie müssen, wenn sie geschehen, durch einen Eingriff der höhern Kraft in die Natur nach Naturgesetzen geschehen,

3) sie sind moralisch zulässig, wenn und in so fern der Zweck der Moralität nur allein durch sie zu erreichen steht.

4) Aber wir können uns von ihrer Wirklichkeit jetzt nicht mehr überzeugen, eben weil keine mehr geschehen; und durch Folgerung

5) nach allgemeinen Naturgesetzen können wir nicht auf sie kommen, eben weil dieses dem Charakter des Wunders widerspricht und dieses dadurch nur eine bloße Naturbegebenheit sein würde.

6) Michin kann überall kein demonstrativer Beweis für die Realität der Wunder gegeben werden.

Ueber die historische Glaubwürdigkeit der Wunder.

Es vereinigt sich also alles auf die Frage: was man für Gründe hat, zu glauben, daß wirklich einst Wunder geschehen sein!

Ungeachtet der Unmöglichkeit, sich von der Realität der Wunder in jetzigen Zeiten zu übersühren; treten dennoch Zeugen auf, die uns von dem Geschehen sein derselben versichern. Die Vorzeit ist voll von Wundern und es ist bemerkenswerth, daß, je seltener die Wunder im Ablauf der Zeit bis auf unsere Tage geworden sind, desto häufiger werden sie im Aufsteigen zu den vorigen Zeiten, ja je weiter man zurückgeht, desto mehrere findet man ihrer, bis sich zuletzt in dem grauen Alterthum fast alles in Wunder verliert. Man möchte sagen: so wie in unsern Zeiten alles Natur geworden ist, so war ehemals fast alles Wunder.

Es kann Niemand in Abrede sein, daß dieses zum wenigstens größten Theils von den jedesmaligen Graden der Geisteskultur abhängt. Das Menschengeschlecht muß je mehr Wunder annehmen, je schwächer seine Verstandesbildung ist. Ueberall, wo ehemals der Schwache hinblickte, erschienen ihm so viel Wunder, wie viel ihm unbegreiflich war; und ihm war es eben so leicht, die Sonne stillstehen zu lassen,

wie fürchterlich es einem jeßigen Astronomen auch schon sein würde, sich nur diesen Gedanken vorzustellen, da er die Gesetze der Welt im Großen kennt und einen solchen Stillstand mit seinen terriblen Folgen zu ermessen weiß.

Dennoch aber werden die Wunder als Fakta erzählt und eine große Menge derselben sind überdies noch mit einem religiösen Schleier überzogen, daß es fast eben so gewagt ist, an ihrer Realität zu zweifeln, als es schwer hält, sich von derselben zu überzeugen.

Wir wollen indessen zuerst, ehe wir uns auf die personale Glaubwürdigkeit der Zeugen einlassen, erwägen; was dazu gehöre, wenn man sagen will; dieses oder jenes Faktum sei ein Wunder.

Da das Charakteristische eines Wunders darin besteht, daß etwas geschieht, welches durch keine bloße Naturkräfte und Naturkausalität möglich ist, so muß derjenige, welcher ein Wunder behauptet, beweisen, daß die Begebenheit, worauf er hinweist, durchaus nicht durch die bloßen Naturkräfte geschehen konnte; folglich auch nicht geschehen sei.

Dazu gehört nun, daß der Behauptende die ganze Natur nach ihren Gesetzen und Kräften aufs vollkommenste kenne. Denn nur dadurch wird er in den Stand gesetzt sein, zu bestimmen; was und wie viel in der Natur nach ihren Kräften und Gesetzen geschehen

hen könne oder nicht. Man sieht von selbst, daß hierzu eine vollkommene Allwissenheit erfordert wird. So lange noch etwas in der Natur zurückbleibt, welches der urtheilende Zeuge oder Nachsprecher eines Wunders nicht kennt, so ist er auch nicht sicher, ob nicht grade die Begebenheit in dem ihm Unbekannten in der Natur nach Naturgesetzen erfolge.

So müßte ein Augenzeuge des Wunders beschaffen sein, wenn seine Aussage vollgültigen Glauben bei uns haben sollte. Es leuchtet aber in die Augen, daß es diesem nach schlechterdings unmöglich ist, daß irgend ein Mensch, auch als Augenzeuge eines Wunders, mit Gewißheit sagen könne: dieses oder jenes sei ein wirkliches Wunder.

Da nun ferner der Werth des Wunders nur nach dem Verhältniß desselben, als eines Mittels, zu dem unbedingten Zweck der sittlichen Welt geschätzt werden kann und darf, so muß der Zeuge eines Wunders, wenn er seiner Sache gewiß sein und auf Glauben Anspruch machen will, einsehen, daß der Zweck nur grade durch dieses Mittel (das besagte Wunder) zu erreichen möglich war; denn nur unter dieser Bedingung wird es zulässig sein, daß eine weise Macht in der Gang der Natur übernatürliche Eingriffe thue.

Es wird also der entscheidende Zeuge eines Wunders außer seiner vollendeten Bekanntschaft mit der

ganzen Natur auch noch eine Erkenntniß von der höchsten Weisheit, ihrem Zwecke und den besten Mitteln zu demselben besitzen müssen. Die ganze Natur mit allen ihren Kräften und Gesetzen, wie auch der Plan der höchsten Weisheit mit seinem unendlichen Zwecke und den besten Mitteln dazu müssen ihm offen und entdeckt sein; wenn er beurtheilen will: hier gehts nicht nach bloßen Kräften und Gesetzen der Natur, sondern nach übernatürlichen Einwirkungen höherer Wesen — durch Wunder.

Mit diesen Erfordernissen müßte ein Zeuge vor seinen Zeitgenossen auftreten, um den Ausspruch über natürliche und übernatürliche Begebenheit zu thun.

Da aber kein Mensch in die ganze Natur und den Plan der höchsten Weisheit mit unendlicher Einsicht übersieht, so ist evident; daß auch kein Mensch ein entscheidendes Urtheil in Sachen des Uebernatürlichen fällen kann. Es ist folglich ganz unmöglich, selbst für den Zuschauer, ja selbst für den allergebildetesten Augenzeugen, mit Einsicht zu behaupten oder zu beweisen; dieses oder jenes sei ein Wunder.

So ist es mit den Augenzeugen des Wunderbaren; um wie viel anmaßlicher klingt es nun nicht, wenn ein Mensch nach Verlauf vieler Jahrhunderte von einem Faktum des grauen Alterthums, nicht et-

wa

wa glauben, sondern mehr als dieses, — beweisen will, es sei ein wahres Wunder gewesen.

Die Schlußfolge hieraus ist diese: Es gibt für den Menschen überall, selbst auch denn, wenn wirklich ein Wunder geschieht und er selbst zugegen ist, keinen evidenten Beweis, daß es ein wirkliches Wunder gewesen; eben, weil kein Mensch eine vollkommene Einsicht in die Natur und den Plan der Weisheit hat.

Der Behauptende ist hier viel unbescheidener als der Zweifelnde. Denn Jener erklärt sich für Etwas, welches er, wie wir evident einsehen, auf alle Ewigkeit nicht einsehen und aus Einsicht beweisen kann. Dieser aber, wenn er nur nicht mit ungründlichem Dogmatismus skeptisirt, sondern sich hinter sein bescheidenes: „Ich weiß nicht“ zurückzieht; hat noch dieses für sich, daß er zugleich einer Maxime huldigt, welche ihm die Vernunft aufgibt, um mit glücklichem Fortgange das Buch der Natur zu studiren. Er wird, durch diese Maxime geleitet, zwar bei einer unbegreiflichen Begebenheit stutzen, aber doch nicht sogleich allen Muth sinken lassen, sie zu erforschen. Er wendet sich zur Untersuchung, vermuthet auch da natürliche Gründe, wo sie seine Einsicht fliehen und findet sie sehr oft, wo er sie nicht erwartete. Wie manches Unbegreifliche ist durch Untersuchung und Beobachtung der Natur schon begreiflich geworden und wie manches Wunder der

Schwachen ist eine bloße Naturwirkung für den Verständigen? Indessen wollen wir hiermit die wundervollen Erzählungen der Vorzeit nicht schon widerlegt haben, sondern behaupten nur, daß kein Mensch, weder Zeuge noch Nachsager, von der Realität der Wunder, aus Einsicht der Sachen, überzeugt sein könne, und folglich keinen evidenten Beweis ihrer Authenticität zu geben im Stande ist.

Daß etwas ein Wunder sei, ist unmöglich zu beweisen, ob es aber eine natürliche Begebenheit sei, das muß man durch Versuche und Beobachtung der Natur auszumitteln sich bestreben. Es bleibt aber ein jeder Mensch, kraft seiner Vernunft, so lange gehalten, etwas für bloße Naturerscheinung anzusehen, bis er durch evidente Gründe überwiesen ist, daß es übernatürlich sei. Im Gegentheile bleibt für eine Begebenheit auch der Titel des Wunders so lange möglich und offen, als man noch nicht im Stande ist, sie nach bloßen Kräften und Gesetzen der Natur zu erklären.

Wir sind also nun so weit, daß wir einsehen, es könne Niemand, weder ein Augenzeuge, noch weniger ein entfernter Nachkomme von irgend einem Faktum beweisen, aus Einsicht der Sache darchun; daß es ein Wunder sei, es mag nun wirklich eins gewesen sein oder nicht. Und aus dem vorhin angeführten erhellet, daß blos derjenige, welcher das Wunder selbst verrich-

tet,

tet, auch nur selbst wissen könne, ob und daß er ein Wunder thue.

So überschwenglich ist es demnach, die Wirklichkeit der Wunder zu beweisen, wie leicht es auch hielt, ihre Möglichkeit darzutun. Es kann demnach auch keinen völlig überzeugenden historischen Beweis für die Wunder geben, weil selbst kein Augenzeuge über die Sache nach Einsicht urtheilen kann; denn er ist hier nicht in dem Falle, die Wahrheit an sich sagen zu können, wenn er auch will.

## F.

## Ueber das Interesse der Vernunft bei Wundern.

Ungeachtet die Vernunft unter ihren Ideen noch einen Titel für die Wunder übrig läßt, so bringt es doch ihr sowohl spekulatives als praktisches Interesse mit sich, nicht ohne die höchste Noth auf das Wundersame als einen Erklärungsgrund zu setzen.

Ihr spekulatives Interesse erfordert es, immer vom Bedingten zum Unbedingten aufzusteigen; aber auch durch eine nüchterne Kritik ihres eignen Vermögens belehrt sie sich, daß sie nie hoffen darf, das gesuchte Unbedingte je selbst zu finden. Die allgemeinen Gesetze der Natur geben ihr auf, in den Erklärungsgründen immer von Erscheinung zu Erscheinung zu gehen,

hen, und nirgends etwas anders als Naturkausalität zuzulassen. Wenn daher etwas ihr unbegreifliches vorkommt, so darf sie nicht die Natur überspringen, denn dieses heißt für sie eben so viel, als alle Erklärung aufgeben, sondern sie muß innerhalb der Natur forschen und so lange fortfahren, bis sie einen Erklärungsgrund gefunden hat. Findet sie diesen nicht, so hat sie dieses eher ihrem eigenen Unvermögen, als einer etwanigen Unzulänglichkeit der Natur zuzuschreiben. Nur denn würde sie besugt sein, den Naturfaden zu verlassen, wenn sie evident einsähe, daß eine Begebenheit gar nicht in der Natur gegründet sein könne. Dieses kann sie aber nie; weil dazu, wie wir oben gesehen haben, Allwissenheit gehört. Folglich schiebt sie ihr Urtheil wohl auf, ohne jedoch die Hoffnung fahren zu lassen, irgend ein Mal einen Erklärungsgrund zu finden.

Es versteht sich von selbst, daß diese Hoffnung oft getäuscht werden wird, da die Natur für unsere Fassungskraft viel zu reichhaltig in ihrem Stoff, viel zu mannigfaltig in ihrer Form und viel zu verborgen in ihrer Werkstätte wirkt, als daß wir es alles wahrnehmen und alles ergründen könnten. Dieses thut aber der wohlgegründeten Maxime der Vernunft, den Faden der Natur nie zu verlassen, keinen Abbruch.

Die Wunder sind demnach für das Interesse der spekulativen Vernunft als Erklärungsgründe gar nicht

nicht zulässig. Sie darf in ihrer Forschung nie Rücksicht darauf nehmen, ob sie gleich einen problematischen Begriff davon hat.

Dieses Interesse der spekulativen Vernunft ist aber auch von der äußersten Wichtigkeit, und ihm haben wir alle die großen Entdeckungen im gesammten Gebiete der menschlichen Erkenntniß zu danken. Auch hat der weise Schöpfer dieses Interesse der Vernunft so wesentlich gemacht, daß die Menschheit nie davon abgehen kann und wird, gesetzt sie würde auch noch so oft durch außerordentliche Fälle stugig gemacht.

Es möchte aber Jemand folgenden Einwand machen. Wie tief auch dieses Interesse in dem Wesen der Vernunft gegründet sein mag, so scheint es doch, als wenn eben die Vernunft gegen dasselbe verfahren habe. Denn wenn es ihrem Interesse gemäß ist, von Ursach zu Ursach in der Naturreihe aufzusteigen, wie kommt es denn, daß die Geschichte des Alterthums so oft das Gegentheil zeigt? Wir finden nämlich, daß die Vorwelt fast in allen Dingen, die wir jetzt aus natürlichen Ursachen recht gut zu erklären wissen, zu übernatürlichen Gründen überflog.

Diese Instanz scheint wichtig zu sein; allein, wenn wir ihr auf den Grund gehen, so findet sich, daß grade dasselbe Interesse durch Mißverstand jenen Absprung von der Natur hervorbrachte.

Die

Die Vernunft geht nun einmal auf Gründe. Dies ist ihr wesentlicher Charakter und dieser offenbart sich bei allen Völkern zu allen Zeiten; ja weit früher, als man sich einen deutlichen Begriff von diesem Gesetze ihrer Operation zu machen weiß. Ist sie nun noch ungebildet, kennt sie weder ihre wesentlichen Gesetze, noch die Gesetze der Natur, so verfährt sie rhapsodisch, sucht und nimmt Gründe, wie und wo sie ihr dargeboten werden. Wohin ihre Naturkenntniß nicht reicht, da hilft sie sich durch Ideen, welche sie selbst schafft und welche die noch ungezügelte und desto regere Einbildungskraft ausmahlt und realisiert. Da sie nun noch keine berichtigte Begriffe vom Natürlichen und Uebernatürlichen hat, so laufen bei ihr diese Erklärungsgründe durch einander, und ihr ist alsdenn eine imaginäre Ursache noch immer besser wie gar keine.

Je roher das Menschengeschlecht ist, desto mehr Unbegreiflichkeiten müssen ihm aufstoßen, und je unwissender es in der Erkenntniß seiner selbst und der Natur ist, desto unstatthaftere Gründe wird es sich zu den Begebenheiten der Natur denken. Hingegen, je mehr das Erkenntnißvermögen kultivirt wird, je ernstlicher man die Natur beobachtet und Versuche anstellt, desto weniger werden auch der Unbegreiflichkeiten werden und die imaginären und übernatürlichen Erklärungsgründe werden den reellen und natürlichen nach und nach Platz machen.

machen. — Dasselbe Interesse, welches die Vernunft in ihrer Kindheit zum Uebernatürlichen hinaus trieb, wird sie in ihrem männlichen Alter zur Forschung und Erkenntniß der natürlichen Gründe zurückführen.

Daher ist es denn sehr begreiflich, wie mit dem Wachstume der Wissenschaften das Wunderbare abnimmt, und es am Ende dahin kommt, daß man überall kein Wunder mehr zuläßt; wie es jetzt schon der Fall ist, da man einsteht, daß die Erklärung durch Wunder eigentlich gar keine Erklärung mehr ist. Denn zu einem Factum das Wundersame als Ursache zuzulassen, heißt eben so viel als eingestehen, daß es mit aller Erklärung zu Ende gehe.

Chemals traten noch Wunderthäter auf und wollten sich durch die That erweisen. Jetzt aber will man keine Wunder mehr thun, sondern nur noch behaupten, daß einst welche geschehen sein. Das Erstere unternimmt darum Niemand mehr, weil er sich damit nicht durchzukommen getraut. Das Letztere findet darum noch seine Vertheidiger, weil man glaubt, daß ohne sie eine geheiligte Religion nicht bestehen würde. Wird man sich nur erst überzeugen, daß, wie es wirklich ist, die wahre Religion von dem Glauben an Wunder ganz unabhängig ist, so werden sich mit der Zeit die Vertheidiger der alten Wunder auch verlihren und man wird die Ursachen, warum sie geschehen sein sollen, auch

auch in dem Natürlichen auffuchen. Man wird zwar nie dahin kommen, zu beweisen, daß keine Wunder je geschehen seien; denn dies kann man nicht; aber man wird sich auch bescheiden, daß man sie nicht erweisen kann; und man wird sich nichts daraus machen, weil man sieht, daß die reellen Angelegenheiten der wahren Religion darunter gar nicht leiden. Denn man wird finden, daß es auch weise und wohlgegründete Ursachen gab, Dingen einen Titel zu geben, der nur für gewisse Zeiten und Verhältnisse galt, welcher verlohren gehen konnte und auch sollte.

Wie nun mit dem praktischen Interesse der Vernunft? Vielleicht bedarf dieses des Wunderbaren. Es scheint es, wenn man den wahren Zweck der praktischen Vernunft nicht kennt. Allein wenn man die Begriffe von Moralität und Freiheit erst berichtigt hat, so findet sich, daß auch hier die Vernunft durchaus nichts Wunderbares zuläßt; gesetzt, die Spekulation wolle es sich auch erlauben, zu ihm als einem Erklärungsgrunde hinüber zu fliegen.

Die Freiheit besteht in der unbedingten Selbstthätigkeit, wo sich also der Mensch selbst der erste und alleinige Grund der Thätigkeit ist. Die Vernunft gibt für die Freiheit Gesetze, und zwar unbedingte Gesetze, welche keine höhere über sich zulassen. Hieraus entspringt ein allgemeines Sittengesetz für alle vernünftige

tige Wesen. Dieses Gesetz flößt durch sich selbst ein Interesse ein, unter dem Namen der Achtung für sich selbst; und es ist nur denn und in so fern ein rein-sittliches Interesse, wenn und in wie fern es sich allein auf die Achtung gegen das Sittengesetz gründet. Das Objekt des Gesetzes ist Heiligkeit an der Person, das ist, eine vollkommene Angemessenheit der Bestimmung und Lebensart zu jenem Gesetze, etwas Unendliches, dem sich geschaffene Intelligenzen nur durch einen unendlichen Fortgang nähern können. Wie nun die Vernunft eine Autonomie enthält, eben so enthält die Freiheit eine Autokratie. Selbstgesetzgebung und Selbstthätigkeit sind die beiden Elemente der Moralität und das moralische Subjekt (der Mensch) soll nicht allein alles, was er thut, selbst thun, sondern es auch aus Selbstgesetzgebung thun.

Hierdurch wird jeder Zwang oder willkürlicher Eindrang untersagt; kein fremdes Motiv kann und soll dem sittlichen Gesetze Kraft leihen; denn alles, was der Mensch aus einem andern als sittlichen Interesse thut, erhöht seinen moralischen Werth ganz und gar nicht.

Eine wahre Religion, wie z. B. die christliche, bringt deshalb auch durchaus auf Selbstgesetzgebung und Selbstthätigkeit und setzt die reine Achtung vor dem sittlichen Gesetze, als dem geheiligten Willen Gottes,

E

zum

zum einiger Gründe des Gehorsams; wie wir davon ein lebendiges Beispiel an Jesu haben.

Hieraus folgt nun, daß, wenn auch Wunder geschehen sind, sie nicht dazu dienen sollten, um etwa Motive zu einem moralischen Verhalten zu sein, oder wohl gar, wie es die frömmelnde Einfalt glaubt, um durch sie einen moralischen Werth an den Subjekten hervorzubringen; denn eine wunderthätig bewirkte moralische Gesinnung ist ein Uding. Alles, was durch sie erreicht werden könnte, würde blos darin bestehen, daß die Menschen aufmerksam gemacht, zum Nachdenken veranlaßt und für den Wunderthäter gewonnen würden. Das ihnen verkündigte Gebot der Sittlichkeit würde dennoch immer ihrer freien Wahl und Selbstauslieferung überlassen bleiben müssen, wenn es eigenthümlichen sittlichen Werth bei ihnen hervorbringen sollte.

Das praktische Interesse entspringt lediglich aus der Vernunft selbst, die ihrem Gesetze Ansehn und Einfluß gibt; und es ist nichts als die reine Achtung vor dem Gesetze selbst, welches den Gehorsam bewirken kann und muß, wenn er ächtsittlich und gottgefällig sein soll.

Wenn wir demnach sagen: die Wunder seien moralischzulässig, so heißt das nicht so viel, als: das höchste Wesen könne durch sie eine Moralität bei den Men-

Menschen hervorbringen; denn dies ist unmöglich, sondern bloß so viel; das höchste Wesen könne sich ihrer bedienen, als ein Mittel, die an sich freien und autonomen Wesen zu veranlassen, nachzudenken und sie auf den Zweck ihrer vernünftigen Freiheit zu leiten. Denn zu dem rein sittlichen Interesse können die Wunder eben so wenig, als irgend ein anderes auf Neigung oder äußern Eindruck beruhendes Motiv gehören. Der Mensch darf nicht darum, weil ein Wunder geschieht oder geschehen ist, dem sittlichen Gesetze gehorchen, sondern er muß es um des Gesetzes selbst willen thun; denn das Gesetz ist an sich heilig und fordert unbedingte Folgsamkeit.

Schließlich bemerke ich noch die Einseitigkeit des spekulativen und praktischen Interesse der Vernunft. Beide wollen keine Eingriffe des Wunderbaren in sich zulassen; und wie das spekulative Interesse darauf ausgeht, alles aus der Natur zu erklären, so gebietet das praktische Interesse, alles nur aus Achtung für das Sittengesetz zu thun. Geht nun das Menschengeschlecht jener wesentlichen Maxime und diesem unbedingten Gebote nach; so ist die Folge von jener: eine immer größere Erkenntniß der Natur, ihrer Kräfte und Gesetze, und von diesem: eine immer reinere Denkungsart

C 2

nach

nach den heiligen Winken der sittlichen und göttlichen Gesetzgebung.

Auf solche Art verschmäh't das spekulative Interesse die Wunder als Erklärungsgründe und das praktische Interesse eben dieselben als Bewegungsgründe und unaufhörliches Wachstum in der Naturkenntniß und unendliche Zunahme in der sittlichen Gesinnung und Lebensart ist das durch die Vernunft für alle Menschen unverweigerlich aufgegebenes Ziel.

## G.

Von den Wundern in Beziehung auf die christliche Religion.

Das bisher Gesagte betrifft die Wunder überhaupt, ohne sie noch in besondere Beziehung auf das Christenthum zu bringen.

Wir haben gesehen, daß die Wunder, nach dem berechtigten Begriffe, im Allgemeinen nicht allein denkbar, sondern auch unter gewissen Bedingungen physisch thunlich und moralisch zulässig sind, das heißt: sie widersprechen an sich weder der Vernunft, noch der Natur, noch dem Zwecke der Sittlichkeit.

Aber weit schwieriger wurde die Sache, wenn man nach dem Beweis ihrer Wirklichkeit frug. Ja es zeigte sich, daß ihre Wirklichkeit von keinem Menschen,

schen, selbst dem Augenzeugen nicht erwiesen werden könne; eben weil dazu eine vollendete Einsicht in die ganze Natur und den vollständigen Zweck der höchsten Weisheit gehörte.

Hiermit verschwindet alle Hoffnung, je einen historischen Beweis für die Realität der Wunder erhalten zu können. Denn wenn man auch überzeugt ist, daß ein Zeuge die reine Wahrheit sagen wolle, so ist er doch hier nicht in dem Falle, daß er für die Sache entscheiden könne.

Hierzu kommt noch das spekulative und praktische Interesse der Vernunft. Beides erklärt sich, so weit es durch sich selbst gilt und Einfluß hat, gradezu gegen alles Wundersame in stringenter Bedeutung. Die Spekulation geht auf Erklärung aus Naturgründen und bezieht eine vollendete Naturkenntniß. Das praktische Interesse geht auf ein durch Freiheit und Vernunft allein mögliches, ins Unendliche fortgehendes Bestreben nach sittlicher Vollkommenheit; schlägt jeden fremden Abbruch oder Eintrag, er geschehe durch Natur oder Wunder, großmüthig aus, und will auf eignen Füßen stehen oder fallen.

Dies ist das Resultat, welches sich durch die bisherige Betrachtung über das Wundersame überhaupt ergab. Jetzt wenden wir uns zum Christenthume, und wollen sehen, wie weit wir hier durch eine genaue

Haltung an seinen Urkunden und gewissenhafte Abschätzung nach kritischen Grundsätzen kommen können.

Es fragt sich zuerst: finden wir einen bestimmten Begriff von den Wundern in den christlichen Urkunden? Wir müssen diese Frage mit Nein beantworten; denn wir finden nirgend bestimmt angezeigt, was die heilige Schrift eigentlich unter einem Wunder gedacht haben wolle; sondern es werden die Ausdrücke (Wunder, Zeichen, Thaten, Werke) ohne weitere Erklärung gebraucht. Hieraus folgt, daß bei ihnen der gangbare Begriff zum Grunde gelegt sei. Nun hatte man aber damals überall noch keinen deutlichen Begriff von einem Wunder, sondern man dachte sich überhaupt darunter nur etwas Großes, Seltenes, Außerordentliches, ohne eben bestimmt dabei zu denken, ob dieses über die Kräfte der Natur gehe oder nicht. Man konnte auch damals den gereinigten Begriff des Wunders nicht haben, weil er eine große Kenntniß der Natur und besonders ihrer allgemeinen Gesetze voraussetzt, welche damals ebenfalls mangelte. Folglich sind unsere Definitionen, welche wir von den damals geschenehen Wundern geben, willkürlich, und es bleibt uns noch immer übrig zu erweisen; ob, wenn gleich unsere Definitionen nach den jetzigen Fortschritten der Wissenschaften richtig sind, ob sie auch zu den damals geschenehen Wundern passen.

Der

Der Zusatz, welchen Jesus macht Joh. 15, 24, wenn er sagt: „hätte ich nicht die Werke gethan, die kein Anderer gethan hat,“ scheint zwar eine nähere Bestimmung zu sein; allein, er deutet doch bloß an, daß kein Anderer das vor ihm gethan habe; und es ist hier noch unbestimmt, was Christus meine, ob seine Wunderthaten insbesondere oder seine Handlungen überhaupt, denn auf beides kann es ganz gut bezogen werden. Alsdenn sagt er auch nur, daß es keiner vor ihm gethan habe; allein daraus folgt noch nicht und Christus selbst folgert es auch nicht, daß es keiner vor ihm habe thun können. Am allerwenigsten wird hier bestimmt, daß und ob seine Werke etwas über alle Kräfte der Natur hinausreichendes gewesen seien. Ich sage, dieses folgt nicht daraus, um es stringent behaupten zu können, ob es gleich noch möglich bleibt, daß hier dieser Sinn unterliegen könne. Aber möglich ist noch nicht wirklich.

Will man aber den Begriff des Wunders, nach der damals gangbaren Vorstellung davon, bestimmen, so leuchtet genugsam ein, daß er das gar nicht enthält, was wir uns jetzt darunter denken.

Jetzt denken wir uns unter einem Wunder etwas, das durch die Naturkräfte unmöglich ist, damals aber war jede unbegreifliche Erscheinung ein Wunder. Nun ist aber das Begreifliche sehr relativ, denn es richtet

sich nach dem Maße der Einsichten des Begreifenden und da wird Vielen Vieles unbegreiflich gewesen sein, was uns jetzt ganz leicht zu erklären ist.

Man hat auch auf dieses Relative Rücksicht genommen, und daher die Wunder in besondere Klassen gebracht. Siehe Döderlein institutiones etc. Prolegom. cap. II. §. 9. obl. 4.

Erstlich: „solche, welche die Kräfte aller geschaffnen Wesen übersteigen.“

Allein, wer kennt die Kräfte aller geschaffnen Wesen? Wer kennt die Kräfte der Natur alle? Wer hat ihren verborgenen Mechanismus ausgespäht? Und wer dieses nicht hat, wie kann der behaupten, ob ein oder welches Wunder schlechterdings diesen hohen Charakter habe. Die heilige Schrift thut diesen Ausspruch selbst nicht und folglich gehört er unter die zwar denkbaren, aber keinesweges erweislichen Hypothesen.

Zweitens: „solche Wunder, welche die Kräfte der menschlichen Natur übersteigen.“

Auch dieses ist mehr willkürlich als erwiesen. Wer kennt die Grenzen, über welche der Lauf der Kultur menschlicher Kräfte und Talente nie hinaus kann? Wer kann bestimmen, wie weit Forschung und Kunst, Beobach-

obachtung und Versuche einst noch gehen können? oder ehemals vielleicht in diesem oder jenem Stücke gegangen sind, was wir jetzt nicht mehr wissen? Oder wer hat die verborgenen Kräfte der Natur alle ermessen, um zu wissen, in wie weit sie der menschlichen Macht und Kunst zu Gebote stehen oder nicht? Man kann sich vielleicht so etwas denken, was die menschlichen Naturkräfte übersteigt, allein ob es auch so etwas gebe und was es grade sei; ist eine andere Frage, die wir nie beantworten können und bei welcher wir am besten thun, wenn wir weder verneinen noch bejahen.

Drittens: „zählt man auch solche Wunder, welche zwar der menschlichen Naturkraft überhaupt nicht zu hoch, jedoch aber eben für denjenigen überschwenglich sein sollen, der sie verrichtet.“

Diese wären denn nur Wunder in Beziehung auf die verrichtende Person. Allein ob eine solche Person, (z. B. Moses) diese Geschicklichkeit erlernt habe, oder sie ihr von einer höhern Kraft wunderthätig zugetheilt sei, das läßt sich gar nicht entscheidend bestimmen, da wir von der Zeit solcher Begebenheiten zu weit entfernt sind. Die verrichtende Person kann sich z. B. nur des Ausdrucks (einer höhern Hülfe) bedienen, weil er eben gangbar ist, in die Denkungsart der

Zeiten paßt oder zur Erreichung gewisser Absichten grade der dienlichste ist.

Die Folge von diesem allen ist: wir können durchaus keinen bestimmten Begriff festsetzen, der sich auf die Wunder der Vorwelt genau paßt. Wir schweben hier unter lauter möglichen Begriffen, deren Realität unerweislich bleibt.

Dieses gilt von allen Wundern der Vorzeit und auch insbesondere von denen, welche Christus verrichtet hat.

Wir müssen uns also blos an dem halten, was geschehen ist; den Begebenheiten nicht willkürliche und vorgefälschte Definitionen unterschieben, sondern sie von ihrer begreiflichen und unbegreiflichen Seite erwägen.

Da wird uns nun erzählt: daß Christus Kranke, Blinde, Lahme, Taube, Gichtische, Aussäßige und dergl. geheilt, daß er Tausende gespeist, daß er Erstorbene erweckt, daß er dem Wetter geboten, künftige Begebenheiten vorher gesagt, daß er einen über alles Beispiel erhabenen heiligen Wandel geführt, daß er sich aufgeopfert habe, u. s. w.

Alles, was wir jetzt hierbei thun können, ist dieses, daß wir die Glaubwürdigkeit dieser Erzählungen aussuchen, daß wir die Fakta zu erklären suchen, und wo wir dieses nicht können, ihre Unbegreiflichkeit für

für uns bekennen; daß wir ferner ihre Beziehung auf die Religion überhaupt ausmitteln und das festsetzen, was für uns von praktischer Erhebung sein kann und soll.

Dabei müssen wir uns also aller Spißfindigkeiten enthalten, nicht durch willkürliche Bestimmungen die Sachen noch dunkler machen. Zum Beispiel, wenn man sagt: Christus habe gewisse Kräfte der Natur geändert; habe dem Wasser die Kraft des Weins, den wenigen Brodten die Kraft, Tausende zu sättigen, gegeben. Dies sind unnütze Zusätze, wodurch nichts klärer und verständlicher wird. Es heißt ja nur: daß in den Wasserkrügen Wein gewesen und daß bei so wenigen Brodten Tausende gesättigt worden und Niemand begriff, wie dieses zugegangen. Weiter wird nichts gesagt, und wenn man keine wirkliche Erklärungsgründe angeben kann, so muß man es lieber so lassen, wie es da steht. Siehe Döderlein institut. etc. Proleg. Cap. II. §. 11.

Wir fragen nun zuerst: können wir den Erzählungen der Freunde Jesu Glauben beimessen? Dieses hängt wieder von der doppelten Frage ab: konnten sie die Wahrheit sagen, und wollten sie sie sagen?

Man würde wieder alle historische Gründe verstoßen, wenn man den Aposteln Christi Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit absprechen wollte. Ihr ganzes Leben  
viel

vielmehr, so weit es uns bekannt geworden ist, zeugt von dem redlichsten Eifer, der Wahrheit und Tugend zu dienen und die Religion ihres Herrn grade in dem Geiste vorzutragen, als sie von ihm empfangen hatten, und seine Geschichte so zu überliefern, wie es ihrer innigsten Ueberzeugung entsprach. Dieser Punkt ist in der That über alle Bedenklichkeit hinweg.

Schwieriger wird aber die Sache, wenn wir fragen, ob die Apostel auch in allen Dingen, welche die Religion und die Geschichte ihres Herrn betrafen, die Wahrheit sagen konnten?

Was das Wesen der Religion selbst betrifft, so ist kein Zweifel, daß sie sie nicht vollständig begriffen und sich so zu eigen gemacht hätten, daß es ihnen in keinem Falle fehlen konnte. Hier hing alles in einem einzigen Grundsatz zusammen und bezietete die Liebe gegen den Menschen, den Glauben an Gott und die Hoffnung einer Unsterblichkeit. In diesem Falle waren sie gegen allen Irrthum gesichert, sie wollten und konnten hier der Wahrheit stets getreu bleiben.

Allein, was nun die Geschichte anbetrifft, was auf Thatfachen, Lehrmethode und Behandlungsart der Menschen in Beziehung steht, da treten ganze andere Schwierigkeiten ein. Hier muß Privat- und Weltklugheit öfters ganz anders rathen. Vorurtheil und Schwachheit haben öfters den Weg zur Wahrheit so  
ver-

verstrickt, daß man durch weite Umschweife zum Ziele einlenken muß. Christus und seine Apostel geben uns dieses, wenn wir's nur merken wollen, deutlich genug zu verstehen.

Wir wollen annehmen, die uns unbegreiflichen Thaten Christi seien wirkliche Wunder gewesen; konnten die Apostel dieses wissen? Aus Einsicht in die Sache konnten sie dieses eben so wenig entscheiden, als wir zur j. higen Zeit. Denn es gehörte ja auch für sie dazu, eine vollkommene Erkenntniß von allen Kräften und Geseßen der Natur, von dem ganzen Plan der höchsten Weisheit und den Mitteln dazu. Daß aber die Apostel diese vollendete Erkenntniß nicht hatten, bezeugen sie ja selbst und halten ihr Wissen für Stückwerk.

Ganz vortreflich und weit bescheidner benehmen sich auch die Freunde Christi hierbei, als manche unserer spätern Dogmatiker. Jene sagen: Wir zeugen, was unsere Augen gesehen, unsere Ohren gehört und unsere Hände betastet haben, das ist, wir sagen, was wir erfahren haben.

Nach diesem eigenen Geständnisse haben wir ihre Berichte für nichts anders, als ehrliche Erzählungen dessen zu halten, wovon sie Augenzeugen gewesen waren. Sie lassen es also ganz dahin gestellt sein, wie sich das alles zugetragen habe, lassen sich auf keine Bestimmung der Begriffe und Erklärung der Begeben.

ben.

benheiten ein; behaupten weder die durchgängige Begreiflichkeit, noch die absolute Unbegreiflichkeit derselben; sondern nehmen es, wie sie es nach der damaligen Lage der Sachen nehmen mußten, für etwas Großes, Außerordentliches, Bewundernswürdiges.

Keine weisere Parthei können auch die Nachkommen in diesen und allen zukünftigen Zeiten ergreifen. Es zu demonstriren, daß es keine Wunder gewesen seien, ist für uns ganz unmöglich, weil wir theils den Zeiten nicht nahe genug sind, theils auch, wenn wir ihnen nahe genug wären, doch nicht so viel Einsicht haben würden, als zu einem entscheidenden Urtheil in der Sache gehört. Aber auch evident darzuthun, daß es wirkliche Wunder gewesen, ist gleichfalls unmöglich, weil dazu eine vollendete Erkenntniß der Natur und der moralischen Welt erforderlich ist. Wiederum, sehen wir auf die historischen Gründe, so ist alles für die Sache. Wir haben ehrliche Erzähler, die gewiß den besten Willen hatten, die Wahrheit zu sagen; wir haben unpartheiische Referenten, die gar nicht durch ihr Urtheil vorgehen, sondern unbefangenen berichten, was ihre Augen gesehen und ihre Ohren gehört haben. Auch alles, was man gegen die historische Glaubwürdigkeit der Wunder vorgebracht hat, ist so schwach, daß es gegen die erprobte Ehrlichkeit der Apostel nicht Stich hält. Es läuft am Ende auf lauter Möglich-

fei-

keiten hinaus, denen sich eben so viele Möglichkeiten entgegen stellen lassen. Es kann sein, daß Christus geheime Künste und Geschicklichkeiten verstand; es kann sein, daß er mit unbekanntem Vertrauten operirte; kann sein, daß dieses und jenes blos zum Aufsehen geschah; aber es kann auch blos sein. Wo ist der Beweis, daß es wirklich so war? Selbst die Juden rückten ihm dergleichen vor, aber warum konnten sie ihn denn nicht überführen?

Die Schlußfolge aus diesem ist: die historische Glaublichkeit der Wunder ist nicht umzustossen; denn die Ehrlichkeit der Geschichtschreiber ist außer Zweifel, und über die Sachen selbst greifen sie nicht vor. Sie erzählen, was sie gesehen haben, und überlassen das Weitere dem urtheilenden Leser. Sie bestimmen weder den Begriff des Wunders, noch lassen sie sich auf die Gründe der Möglichkeit desselben ein. Mehr kann man von einem unpartheiischen Referenten nicht erwarten. Aber die Realität der Wunder Christi an sich ist eben so wenig zu erweisen als zu widerlegen. Wenn man von uns verlangt, wir sollen evident beweisen, daß Christus Wunder gethan hat, so können wir das nicht; aber wir sind auch eben so sicher, daß uns Niemand das Gegentheil darthun wird. Es ist möglich, daß die Wunder Christi aus natürlichen Gründen flossen, aber es ist nicht historisch erweislich;

viel.

vielmehr spricht die Geschichte, so weit sie einen Zeugen abgeben kann, ganz für die Authenticität der Wunder Christi. „Aber, sagt man, historische Ueberlieferung ist noch kein evidentere Beweis.“ Das müssen wir zugeben und geben es auch gerne zu.

Wenn nun aber die Sache mit den Wundern Christi eben so erweislich als unerweislich, folglich, ganz zweifelhaft bleibt; wenn wir selbst das Uebergewicht, welches wir durch historische Gründe über den Gegner erhielten, wiederum durch das, sich gegen alles Wunderfame strebende, Interesse der spekulativen und praktischen Vernunft einbüßen, indem wir sie weder zu Gründen der Erklärung noch zu Motiven der Sittlichkeit gebrauchen dürfen, wenn wir also die Realität des Wunderfamen, mit vernünftiger Bescheidenheit und Unpartheillichkeit erwogen, dahin gestellt sein lassen müssen; so fragt es sich: wie haben wir uns zu verhalten, um durch die unwiderredliche Zweifelhaftigkeit des Wunderfamen in unsrer Religionsgeschichte keinen praktischen Nachtheil zu haben? Denn, wenn wir in Hinsicht auf die Erweislichkeit oder Verwerflichkeit der Wunder zu keiner evidenten Entscheidung kommen können, so ist es doch von der äussersten Wichtigkeit, unser Verhalten dagegen zu bestimmen und die Sache der Religion selbst aufs sichere zu stellen.

Wir

Wir dürfen nur dem Interesse der Vernunft und der wesentlichen Bestimmung unsers Daseins nachgehen, um hierin nicht zu fehlen. Diesem zufolge müssen wir also erstlich durch die vollkommene Zweifelhastigkeit der Wunder dem Interesse der spekulativen Vernunft nichts vergeben; welches darauf dringt, daß wir alles aus Naturursachen zu erklären suchen, und einen unendlichen Fortschritt in der Naturkenntniß zur Absicht hat. Niemand kann diese wohlthätige Stimmung und die Absicht, warum sie der weise Schöpfer so tief in unsre Seele gelegt hat, verkennen. Denn da wir dazu mit da sind, daß wir uns der Natur bedienen, und eben durch die partiale Herrschaft, welche wir über sie ausüben, zugleich unsern sittlichen Werth erhöhen sollen; so kann dieses nicht anders geschehen, als wenn wir die Natur mit ihren Kräften und Gesezen immer mehr erforschen und kennen lernen. Das spekulative Interesse gibt uns also in Hinsicht auf das Wundersame diese Weisung: daß wir unaufhörlich bestrebt sein sollen, so viel wir können, aus Naturkräften und Gesezen zu erklären.

Dadurch, daß der Mensch diesem Rufe gefolgt ist, hat sich ein großer Theil des Wunderbaren der Vorwelt in Natur aufgelöst und es ist kein Zweifel, daß dadurch nicht auch mit der Zeit vieles Unbegreifliche begreiflich werden sollte.

D

Wir

Wir betrachten also die Wunder als Naturbegebenheiten und suchen ihre Ursachen in der Natur, so weit wir sie finden können, und wenn wir sie nicht finden, so vermuthen wir sie doch und schieben alles eher auf unser eigenes Unvermögen, als daß wir die Natur eines so weisen Urhebers für unvollständig erklären sollten.

Ich sage, wir müssen die Wunder so ansehen, als wenn sie Naturbegebenheiten wären; ohne sie eben schon dadurch für solche zu erklären; weil uns nur in jenem Falle etwas für unsere Forschung übrig bleibt. Hingegen, wenn wir sie gleich und geradezu als Wunder im engern Sinne betrachten, so geben wir alle Hoffnung auf sie zu erklären, und handeln ohne Noth wider das Interesse unserer Vernunft.

Diese Maxime in Ansehung der Wunder Christi ist auch dem Geiste der Religion und ihren Stiftern gar nicht zuwider. Die Apostel berichten die Fakta und gestehen ihre Unbegreiflichkeit; aber sie legen dadurch der Nachforschung keinen Damm, sondern überlassen es ihr, ob sie durch Naturkenntniß etwas erklären kann oder nicht.

Man muß es daher niemanden übel nehmen, wenn er es versucht, die erzählten Wunder durch Naturursachen zu erklären. Wie wenn jemand z. B. begreiflich zu machen sucht, wie Jesus zu der großen  
Ein.

Einsicht in die Natur und die religiösen Schriften seines Volks gekommen sei. Wenn man z. B. nähere Nachricht von der Jugendgeschichte Jesu, seinen ersten Lehrern, Freunden, Umgang, Verhältnissen und dergleichen erhalten könnte, so würde dieses allerdings manches Dunkle mehr aufklären. Wer sich mit Erklärung der Wunder beschäftigt und solches auf eine anständige und wahrheitliebende Weise thut, der thut grade, was dem Interesse seiner spekulativen Vernunft und der wesentlichen Anordnung unsers Schöpfers gemäß ist. Es ist dieses unsre Pflicht und die Achtung gegen Jesum verliert dadurch auch gar nichts, wenn wir über Dieses und Jenes in seiner Geschichte gründlicher urtheilen können als unsere Vorfahren.

Gesetzt aber, wir könnten auch durch die Befolgung dieser Maxime zur Erklärung der Wunder der Vorwelt nicht viel beitragen, so ist doch die Bemühung selbst schon lobenswerth. Und doch ist es auch nicht ganz ohne Nutzen gewesen. Das Manna in der Wüste hat aufgehört ein Wunder zu sein, nachdem wir erfahren haben, daß und wie es sich noch jetzt daselbst befindet. Mosıs Wolken säule ist kein Wunder mehr, da man sie jetzt eben so gut machen kann; und so ließe sich die Stürzung der Säue ins Meer, welche im neuen Testamente erzählt wird, auch wohl aus natürlichen Ursachen erklären.

Wie es aber Niemand übel deuten muß, wenn Jemand die Wunder durch Naturforschung zu erklären sucht; eben so kann man es auch Keinem verargen, wenn er die Wunder Christi gradehin als solche annimmt. Denn wie lange ihre Möglichkeit aus Naturkräften und Gesetzen nicht erwiesen ist, so lange bleibt ihnen auch noch der Titel des Wunderbaren offen und die historischen Gründe geben hier für den, der auf Naturerklärung Verzicht thut, ein großes Uebergewicht. Nur muß derjenige, welcher die Wunder auf guten Glauben annimmt; diese sich so denken, daß die Natur dadurch nicht leidet, wie wir oben angegeben haben.

Auf die Religion selbst aber hat es denselben Einfluß, man mag hinter den erzählten Wundern Naturursachen vermuthen oder sie aus übernatürlichen Eingriffen in den Naturlauf ableiten. Wir werden hierauf in der Folge noch ein Mal zurückkommen.

Man mag also die Wunder annehmen, oder sie als natürliche Begebenheiten betrachten, so bleibt in beiden Fällen doch dies Gesetz für unser Verhalten: daß wir alles durch Natur zu erklären suchen müssen. Das Bestreben dürfen wir nicht aufgeben, oder aber wir weichen von dem Gesetze unsrer Vernunft, von ihrem wesentlichen Interesse und einem wichtigen Beruf unsrer Existenz ab.

Ein

Ein andres Interesse ist zweitens dasjenige, welches sie für die Moralität bewirkt, und wodurch sie uns Achtung für das Sittengesetz einflößt. Diese Achtung wird so unbedingt gefordert, daß die Vernunft weder fremden Reiz noch Hinderung gestatten, sondern allein durch sich selbst vollgültig und herrschend sein will.

Hierdurch werden wir angewiesen, uns gegen die Wunder so zu verhalten, daß sie, man mag sie nun bezweifeln oder anerkennen, doch an sich unsere Gesinnung nicht bestimmen dürfen; das heißt: wir dürfen darum gar nicht der Lehre und dem Beispiele Jesu folgen, weil er Wunder gethan hat, sondern wenn und weil sein Gesetz mit dem Gesetze der reinen Sittlichkeit harmonirt.

Daher dürfen wir auch niemals denken, daß uns auf eine willkürliche oder übernatürliche Art eine fromme Gesinnung oder ein Grad der Tugend beigebracht werden könne. Dieses streitet schnurgrade wider das Interesse der Sittlichkeit; welche durch alleinige Achtung gegen sich gelten will.

Diese Bemerkung, welche aus dem Wesen der Moralität abfließt, ist darum wichtig, weil wirklich ein großer Theil der Christen in dem unchristlichen Wahn steht, als könne und wolle ihm Gott auf bloßes Bitten und Beten einen gewissen Grad von Heiligkeit

und Gottgefälligkeit geben. Diese Leute verstehen in der That nicht, was sie bitten; denn es ist das allerabsurdeste, was man von Gott verlangen kann. Es heißt ungefähr eben so viel, als von Gott verlangen: er solle den moralischen Charakter des Menschen zerstören und alles das selbst thun, wozu er uns Gebot und Kraft gegeben hat, daß wir es durch uns allein erstreben sollen.

Wer also auf eine übernatürliche Erleuchtung oder Stimmung seines Herzens zur Frömmigkeit von oben harret; der kann lange harren; denn er begehrt etwas Widersprechendes. Und kehrt er nicht zur rechten Zeit von seinem Wahn zurück, so wird seine Phantasie immer mehr erhitzt und diese ihm am Ende wirklich so etwas von inniger Erleuchtung und Frömmigkeit vorspiegeln, welches aber nichts als ein regelloses Spiel der Einbildungskraft und der halbe Weg zur Berrückung ist. Die ächte christliche Frömmigkeit besteht nicht im leeren Gedankenspiel, sondern in der ernstlichen Achtung für Tugend und der thätigen Erfüllung unsrer Pflichten.

Halten wir nun die beiden Forderungen des spekulativen und praktischen Vernunftinteresse an den Geist der Lehre Jesu, so finden wir, daß auch diese genau auf jene (Forderungen) gehalten haben will. Christus selbst sagt es mehr als ein Mal, daß nur derjenige sein ächter Jünger sei, welcher den Willen seines Vaters  
in

in Himmel thue, welcher also Gott und die Menschen liebe, das ist, welcher sich durch ein selbstthätiges Bestreben seiner Pflicht unterziehe und sich dadurch allein einen Werth in den Augen Gottes zu geben bemüht sei. Hiermit wird die Frömmigkeit auf Achtung gegen die Pflicht und eine thätige Erfüllung derselben geleitet; ohne auf anderweitige Motive, z. B. auf Wunder, Rücksicht zu nehmen oder wohl gar auf eine faule Betelei zu verweisen.

Auf die Betrachtung und Forschung der Natur leiten Christus und die Apostel oft genug und Paulus will sogar, daß man den Begriff von Gott, als dem Unsichtbaren, durch die Welt, als das Sichtbare, bestimme. Ueberdies ist die Naturforschung eine strenge Folgerung aus dem Religionsprincipium Jesu. S. die Kritik der Rel.

Es ist nun noch zu erwägen, ob und in wie ferne die Wunder zur Bewahrheitung der christlichen Religion gehören. Mehrere Religionsgelehrte halten hierauf ganz vorzüglich und glauben sogar, daß die Wahrheit der christlichen Religion mit der Authenticität der Wunder steht und fällt. Allein so kann man nur urtheilen, wenn man in der Kritik der Religion noch

fremde ist und nicht gelernt hat, die ganze Lehre Christi aus Principien abzuleiten und nach einem allgemeinen Geist zu würdigen. Wir können jemanden, welcher nicht mit historischen Gründen, die wir geben können, zufrieden ist, und demonstrative Beweise fordert, die wir nicht geben können; diesem können wir alle die von Christo erzählten Wunder schenken; können ihm nachlassen, daß sie vielleicht alle aus Naturursachen hervorgebracht sind, und — die Wahrheit, Würde und Göttlichkeit seiner Religion verlehrt dadurch auch nicht das Geringsste.

Es ist überhaupt schon widersinnig, daß etwas darum wahr oder falsch sein soll, weil etwas anderes geschieht. Wie, wenn einer Berge versetzte, um uns dadurch zu beweisen, daß zweimal zwei fünfse wären; würden wir dies letztere darum für richtig annehmen? Ich denke, nicht. Er würde uns zeigen, daß er Berge versetzen könnte, aber dadurch nicht beweisen, daß zweimal zwei fünfse wären.

Ob etwas wahr oder gut ist, das beruht auf seiner Uebereinstimmung mit den Principien des Wahren und Guten. Und wenn man zeigen will, daß die Lehre Christi Wahrheit habe und auf Tugend gehe, so muß man darthun, daß sie mit den Principien des Wahren und Guten harmonire. Nun ist aber die allgemeine Form der Vernunft der Grund des Wahren in Erkenntnissen  
und

und der Grund des Sittlichen in Handlungen, folglich gibt die Harmonie des Theoretischen und Praktischen in der Religion mit einer Form auch allein den Beweis für die Wahrheit und Aechtheit der Religion Jesu? Dieses ist an sich einleuchtend genug und in der Religionskritik bis zur Evidenz dargethan.

Wir müssen also, wenn die Frage von der Wahrheit der christlichen Religion ist, allein hierauf fußen und uns nicht auf lahme Stützen verlassen, die nur scheinbare Haltung geben, und bei dem ersten Stoß zerbrechen.

Es gilt in der That noch heutiges Tages für viele christliche Dogmatiker, was Jesus schon ehemals den Juden mit dem gerechtesten Unwillen vorwarf: „wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so gläubet ihr nicht.“ Und doch war es jenen noch eher zu verzeihen als uns, die wir für ächte Schüler Jesu gehalten sein wollen.

Es ist ein alter Schade, der sich bis jetzt noch in vielen christlichen Lehrbüchern erhalten hat; daß man nur immer recht viele Beweise für eine Sache haben will; anstatt daß man nur auf einen und zwar den rechten und gründlichen Bedacht nehmen sollte. Es fällt öfters nicht allein ins Seichte, sondern auch ins Lächerliche, wenn man sieht, wie sich die Leute quälen, um Beweisgründe, wie Steine zu einer Mauer, zusammen

zu fragen. Alles dieses hat man nicht nöthig, wenn man sich gewöhnt nach Principien zu urtheilen; und dieses geht nirgends besser als grade in der Religionslehre, wo alles in einander greiffet und ein Ganzes ausmacht.

Gesetzt also; Christus hätte durch Wunder seine Lehre wahr machen wollen, so würde er dadurch nicht allein etwas Inkonsequentes gethan, sondern auch seine Absicht ganz und gar verfehlt haben; vorausgesetzt, daß seine Religion nicht an sich Licht und Wahrheit gehabt hätte. Denn nichts wäre in diesem Falle seinen Feinden leichter gewesen, als ihn einer Unwahrheit zu zeihen, wenn er sie behauptet hätte. „Er will uns, würden sie gesagt haben, durch seine Wunderthaten berücken.“

Allein es ist auch ganz falsch, daß Christus die Wahrheit seiner Lehre auf Wunder habe gründen wollen. Er verweist den Juden selbst ihre Wundersucht und verweigert ihnen, da sie es laut fordern, einen solchen heterogenen Beweis. Wie widersinnig wäre dies gewesen, wenn seine Göttlichkeit mit seiner Wunderthätigkeit hätte stehen oder fallen sollen? „das Wort, spricht Christus Joh. 12, 48, das ich geredet habe, wird mich richten.“ Also nicht die Wunder, sondern die Lehre war es, worauf er fußte; welche sich auch dem Gewissen der Menschen so einprägte, daß

daß sie allein dadurch einen gegenwärtigen und künftigen Richter in sich selbst haben konnten.

---

„Aber, fragt man, wozu dienten denn die Wunder, welche Christus that; sie mögen nun wirkliche Wunder gewesen oder auch nur aus Naturursachen geflossen sein? Genug, zu der damaligen Zeit wurden sie doch für etwas Großes und Außerordentliches gehalten. Wozu dienten sie also?“

Wir thun nicht besser, als wenn wir uns an dem halten, was die heilige Schrift deshalb ausdrücklich erklärt; wie es Hr. Morus eben so kurz als gründlich angeführt hat. Siehe Morus — epitome theol. dogmat. S. 24 S. 22.

Nirgends wird gesagt; Christus habe die Wunder gethan, um dadurch seine Lehre wahr zu machen, sondern um sich als den Lehrer der Wahrheit Ansehen und Eingang zu verschaffen. So nennt der Apostel Petrus Jesum von Nazareth einen Mann von Gott, (das ist, einen Mann, welcher von Gott gesandt war,) und welcher sich als einen solchen durch Thaten und Wunder bewiesen hatte. Lukas sagt, das Wort sei durch Zeichen bekräftigt, das ist, die Lehre habe durch Wunder Nachdruck und Ansehen erhalten.

Die-

Dieses stimmt auch mit der Absicht als Mittel sehr gut. Die lichte Wahrheit findet nicht immer und überall gleich gelehrige Herzen, am wenigsten bei dem gemeinen Manne. Es ist daher der Sache zuträglich, vorher seine Aufmerksamkeit geregt und ihm einen großen Begriff von dem Lehrer beigebracht zu haben.

„Aber, sagt man, das thun auch die Gaukler.“ Ganz richtig, allein die besten und unschuldigsten Mittel an sich können in der Hand eines Bösewichts oder Betrügers gemißbraucht werden. Sind die Mittel an sich erlaubt; so kommt es nur auf den Gebrauch an, welchen man davon macht und auf den Zweck, welchen man dadurch erreichen will. Nun war aber der Zweck Christi gewiß der edelste, folglich gibt eben dieser den von ihm gebrauchten Mitteln ihren Werth.

„Aber, frägt man weiter, sind die Wunder zur Erreichung der Absichten Jesu auch wohl erlaubte Mittel?“ Ueber diesen Punkt läßt sich viel sagen; allein das würde uns hier zu weit abführen. Es ist ausgemacht richtig, daß die Wahrheit an sich eigentlich durch keine äußere Gründe gewinnen will und kann. Es ist eben so wahr, daß die Tugend alle Motive außer sich selbst und ihrem innern Werthe verschmährt. Es ist wahr, daß man durch keine Täuschung der Wahrheit und Tugend zu Hülfe kommen soll. Aber dieses alles gilt nur in der vollendeten Theorie und ist da anwendbar,

bar, wo das reine Licht der Wahrheit allein durchdringen und die reine Achtung gegen Tugend allein bewegen kann. In der wirklichen Welt geht's gar anders, als es nach der Theorie der Vernunft gehen sollte. Nun müssen wir zwar die herrlichen Ideen der Vernunft nie aus den Augen verlihren, allein um sie im Laufe des Lebens immer mehr und mehr zu realisiren, müssen wir auch die Klugheit zu Rathe ziehen; müssen auf Zeit und Umstände und alles dasjenige reflektiren, was in der Ausübung die Sache erschwert oder erleichtert.

Wir sind zu weit von jenen Zeiten entfernt, um entscheiden zu können, welcher Mittel sich Christus hätte bedienen sollen oder nicht. Da wir aber sehen, daß er die edelste Absicht von der Welt hatte, da wir in so vielen Stücken seine Weisheit erkennen und bewundern, so können wir es auch seiner Einsicht zu vertrauen, daß er auch da, wo wir nicht alles mehr zu ergründen wissen, seiner Würde und Weisheit gemäß gehandelt haben werde.

Wenn wir bedenken, daß die Wunder damals zum Geist der Zeiten gehörten, daß nur durch sie dem Volke beizukommen und ohne sie nichts auszurichten war, so war es ja die Pflicht eines Weltlehrers, sich derjenigen Mittel zu bedienen, für welche das Publikum fast allein Sinn hatte und welche zu seiner Absicht mit so großem Erfolge gebraucht werden konnten.

An-

Angenommen, die Wunder Christi seien nichts als natürliche Begebenheiten gewesen, sie seien blos durch eine höhere Kenntniß, geheime Einsichten und Verbindungen gewirkt worden; dieses angenommen; so würde sich Christus ihrer haben bedienen müssen, wenn er auf keine andere Weise seinen wohlthätigen Absichten den Eingang und Fortgang hätte vorbereiten können.

Man spricht wider die Wunder, tadelt ihren Gebrauch, verwirft ihre Zulassung. Aber man gebe doch an, wie es Christus hätte anfangen sollen, um dem Volke beizukommen, einem Volke, das Wunder glaubte, Wunder verlangte, dessen ganze Geschichte ein Gewebe von Wundern war und welches die Wunderthätigkeit als das nothwendige Creditiv eines jeden großen Mannes ansah. Man sieht es ja noch jetzt, wie wenig die nackte Wahrheit durch ihren innern Reiz auf die Gemeinmenschen vermag, um wie viel weniger würde Christus damals gefruchtet haben; wenn er sich blos auf die Kraft seiner Worte hätte verlassen wollen?

Daß aber Christus und seine Apostel die Wunder an sich für gar nicht wesentlich zur Religion hielten, sondern ihnen nur einen temporairren Werth, als Mitteln zu einer höhern Absicht, beilegten; geben sie selbst deutlich genug zu verstehen. Christus tadelt die Gierigkeit nach Wundern und wirft es dem Volke als ein

Ge

Gebrechen vor; daß sie nicht glauben wollten, wenn sie nicht Zeichen und Wunder sähen. Wie konnte er dieses, wenn die Wunder wesentlich dazu gehörten? Wie konnte er den Juden ein Zeichen von Himmel versagen, wenn die Wahrheit seiner Sendung und seiner Lehre wesentlich davon abhinge? Aber theils war es wohl da nicht der Ort Wunder zu thun, theils war es auch nicht nöthig, da er es eben mit Leuten zu thun hatte, die gar wohl im Stande waren, seine Lehre und Leben nach Grundsätzen des Wahren und Guten zu würdigen.

Wer den Gründen, warum Christus hier eine Wunderthat verweigerte, da sie so laut und öffentlich von ihm verlangt wurde, mit Unparteilichkeit nachforscht, dem müssen über das Wunderfame in der Geschichte Jesu gewiß die Augen aufgehen und er wird die ganze Sache gar bald in ihrem wahren Lichte übersehen können. Deutlicher konnte sich Christus über den Werth der Wunder nicht erklären, als es hier geschah.

---

Man findet in dem ganzen Benehmen Jesu Rechtschaffenheit und ein unbegrenztes Wohlwollen, in seinen Lehren Licht und Wahrheit und in seinem Vorfrage

trage Würde und Kraft; aber es befremdet mich, daß man auf seine Privat- und Welt-Klugheit so wenig Rücksicht nimmt. Ich erstaune oft, wenn ich ihn in verwickelten Situationen erblicke, mit wie vieler Gewandtheit des Geistes und Klugheit des Lebens er sich zu benehmen weiß. Man sollte auch von dieser Seite sein Leben und seine Handlungen betrachten und man würde sich reichlich belohnt finden. Er war es ganz, was er auch uns anrath, das wir sein sollen, „Klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“

Es ist also nicht richtig, was die christliche Dogmatik vorgibt, \*) daß die Wahrheit aller Theile der christlichen Religion daraus flöße, weil Christus überhaupt mit einem göttlichen Ansehn gelehrt habe. Es gibt dieses zwar, wenn es anerkannt wird, ein gutes Vorurtheil für den Lehrer; allein seine Lehre selbst muß mit den Principien des Wahren übereinstimmen, wenn sie wahr sein soll und ist dieses, so kann auch das göttliche Ansehen fehlen und die Lehre bleibt doch wahr. In Beziehung auf uns ist es vielmehr umgekehrt. Erst wenn wir uns von der Wahrheit der Lehren und der Sittlichkeit der Vorschriften, durch Gegeneinanderhaltung mit dem unwandelbaren Principium des Wahren und Guten, überzeugt haben, können wir uns ver-

\*) G. Doederlein institut. theol. Prolegom. S. 15.

versichert halten, daß es mit dem Vorgeben einer göttlichen Auktorität seine Richtigkeit habe.

### Refapitulation.

- 1) Die Wunder sind logisch-physisch- und ethisch-möglich; aber
- 2) ihre Wirklichkeit ist weder zu erwäsen, noch zu widerlegen,
- 3) Sie haben historische Glaubwürdigkeit; so weit diese darauf beruht, daß der Geschichtschreiber das, was er hört und sieht, ehrlich erzählt. Aber
- 4) das spekulative und praktische Interesse der Vernunft ist wider sie; denn jenes (Interesse) will sie weder als Erklärungsgründe der Begebenheiten, noch als Bewegungsgründe des Willens (zur Moralität) zulassen.
- 5) Bleibt also nur das Interesse der Vernunft unversehrt, so kann man es niemanden übel deuten, wenn er die Wunder auf guten historischen Glauben annimmt. Allein
- 6) sie machen, wenn sie geschehen oder geschehen sind, nichts wahr; wie auch, wenn sie nicht geschehen oder bloße Naturbegebenheiten sind, dadurch nichts falsch. Die Wunder an sich sind keine Gründe des Wahren oder Guten.

☞

7) Sie

- 7) Sie betreffen blos die Person, erregen ihr Aufmerksamkeit, geben ihr Ansehn, verschaffen ihr Eingang. Sie sind Zeichen, Bezeugungen, Erweisungen persönlicher Größe; geben dem Vortrage der Wahrheit ein äußeres Gewicht und vertreten, durch Vertrauen auf die Person, die Stelle der Gründe zur Ueberzeugung; wenn und wohin die innere Kraft der Wahrheit noch nicht bringen kann.
- 8) Im Alterthum gehörten die Wunder zum Genius der Zeiten; alles Große und Wichtige geschah durch mitfolgende Zeichen (Mark. 16, 20.), sie gehörten zu dem öffentlichen Charakter eines Weltlehrers und Religionsstifters.
- 9) Wunder mußte Christus thun, wenn er damals seine Absichten erreichen wollte; es sei nun daß er sie wirklich verrichtete oder sich durch geheime Geschicklichkeit durchhalf; welches auszumachen, für uns jetzt unmöglich ist, obgleich die Historie für das erstere entscheidet.
- 10) Indessen gehören die Wunder nicht zum Wesen der Religion, am wenigsten zum Wesen der christlichen Religion; denn diese beruht auf innern und unzerstörbaren Gründen.
- 11) Christus selbst legt den Wundern keinen andern als einen seine Lehre (nicht bewahrheitenden, son-

sondern) bekräftigenden Werth bei; beruft sich besonders auf die Wohlthätigkeit seiner Wunder und will sich dadurch als einen von Gott gesandten und unter Menschen bewehrten Mann darstellen Apost. Gesch. 2, 12.

12) Er tadelt selbst die Wundersucht und verweist denjenigen ihren Unglauben; welche ihm nicht anders als durch Wunderthaten Beifall geben wollten.

13) Ja die Apostel stellen sie als etwas Unwesentliches, Geringes und Vergänglichliches vor und behaupten nur von der Liebe, dem Glauben und der Hoffnung, daß sie der christlichen Religion wesentlich angehören und immerdar bleiben.

Wir also, für die es keine Wunder mehr gibt, denen sie keine Gründe des Fürwahrhaltens und keine Motive zur Sittlichkeit sein können und sollen, trauen der Lehre Jesu wegen ihrer innern Güte und Vortrefflichkeit; vertrauen, wie Jesus, Gott unserm Vater; lieben, wie Jesus, unsern Nächsten und hoffen, wie er, die Unsterblichkeit unsrer Person. Glaube, Liebe und Hoffnung; jedoch ist die Liebe die größte unter ihnen, weil ohne sie kein Vertrauen auf Gott statt findet, und der Gedanke an eine Unsterblichkeit sogar schrecklich ist.

## Von der Weissagung.

Die Weissagungen gehören als besondere Arten zu den Wundern überhaupt. Sie machen aber gleichfalls nichts Eigenthümliches, weder in der jüdischen noch christlichen Religion, aus, sondern alle alte Völker rühmen sich derselben. Sie sind auch, gleich den Wunderthaten überhaupt, nicht zu erweisen, denn alle, sich auf sie beziehende, Geschichten liegen zu weit entfernt von uns, als daß wir mit gründlicher Einsicht darüber urtheilen könnten.

Wir lassen die Weissagungen der jüdischen Propheten dahin gestellt sein. Nur so viel bemerken wir, daß es auch nicht eine einzige unter ihnen gibt, von deren Realität wir uns jetzt hinlänglich überzeugen könnten. Es mag sein, daß es unter ihnen Leute gegeben hat, welche die künftigen Begebenheiten des Volks vorherzusagen konnten; allein aus den uns vorliegenden Weissagungen ist dergleichen nicht zu ersehen. Sie halten sich im Allgemeinen, reden im feierlichen Tone, treten als Herolden der Gottheit auf und kleiden ihre Reden mit dichterischem Schmucke.

Befragt man hierüber das Kostum des Alterthums und besonders des Orients; so ist es demselben ganz angemessen. Es war Sitte des Alterthums, in  
dich-

dichterischer Sprache und weissagendem Tone zu reden. Es war der Politik und Menschenkenntniß sehr angemessen, alles im Namen der Götter, des Jehova der Aegyptier, des Jehova der Juden, zu verkündigen oder zu thun. Denn nur dadurch fand man Eingang bei einem für das kalte Räsonnement noch unempfänglichen Volke.

Hierzu kommt noch, daß wir nicht die Verfasser der jüdischen Weissagungen, mit Gewißheit gar keine und mit schwacher Wahrscheinlichkeit nur sehr wenige kennen.

Noch ungewisser sind wir in der Zeitbestimmung; wenn eher die Gedichte geschrieben sind oder nicht. Ob vor dem Zeitpunkt desjenigen, was sie beschrieben, oder nach demselben. Denn es ist ja bekant, daß man auch von vergangenen Dingen in der Dichtersprache wie von zukünftigen zu reden pflegte.

Als denn sind die Stücke so unter einander geworfen, daß man nicht einmal mit Gewißheit weiß, welches vor, welches nach, welches zusammen, welches abgesondert gestellt werden muß. Was selbst die besten Ausleger jener alten Weissagungen hier thun, beruht auf mehr oder minder glücklichen Muthmaßungen.

Ohne nun eben den Fleiß und Scharfsinn derjenigen Männer zu verschmähen, welche sich mit der Erklärung jüdischer Gedichte beschäftigt haben; müssen wir

wir doch frei gestehen, daß wir in Rücksicht der Frage: ob es wirkliche Weissagungen unter den Juden gegeben habe oder nicht? noch in gänzlicher Ungewißheit schweben. Vielmehr hat es sich gezeigt; daß mehrere, oft auf ganz entfernte Zeiten gezogene Dichtungen, auf ihnen ganz nahe liegende Umstände und Personen passen; folglich von uns auch mit mehrerer Befugniß dahin gedeutet werden.

Ich sage es ungern, aber es ist doch wahr, daß der ehemals und noch jetzt unter den Juden so sehr herrschende, wirklich egoistische Partikularismus, ganz ohne Verschulden und wider die Absicht Jesu und seiner Apostel, doch ins Christenthum übergegangen und sich nicht allein bei der römischen, sondern auch zum Theil noch bei der protestantischen Kirche erhalten hat. Man will alles auf ein Bölkchen konzentriren; in der Geschichte desselben die Fata aller Nationen der Erde be-  
fassen. — Ein in der That eben so einseitiger als stolzer Dünkel; welcher sich bei den Juden durch die Zertrümmerung ihrer politischen Existenz; doch schon längst sollte verlohren haben und dem Geiste des Christenthums schnurgrade zuwider ist. Gleich als wenn Gott ehemals nur ein Gott der Juden und nun nur ein Gott der Christen wäre; da er doch auch ein Gott der Heiden ist, und seine Sonne über Gerechte und Ungerechte, über Juden und Nichtjuden, über Christen und Nicht-

Nichtchristen, scheinen läßt. Ein Vorwurf, welcher schon oft und noch neuerdings in einer wenig bekannten aber gewiß nicht genug erwogenen Schrift, \*) wie mir deucht, mit Recht gemacht wird. Ohne die Resultate des Verfassers alle vertheidigen zu wollen, bin ich der Meinung, daß seine Gründe wohl geprüft zu werden verdienten und es wundert mich, daß unsere Theologen so wenig darauf Rücksicht genommen haben.

Bei diesem großen Mangel der Bekanntschaft mit den alten Dichtungen der Juden, müssen wir es also ganz dahin gestellt sein lassen, ob ihre Weissagungen bloße mit der Politik und dem Genius der Zeiten passende Einkleidungen vergangener, gegenwärtiger oder leicht abzusehender Thatsachen, Lehren oder Wahrheiten, oder aber ob sie durch übernatürliche Eingebung verkündigte Dinge enthalten. Das erstere bleibt darum immer wahrscheinlicher, weil es begreiflich ist; das andere unwahrscheinlicher, weil es an sich unbegreiflich und aus den Urkunden selbst nicht erweislich ist.

E 4

Wir

\*) S. Unumstößlicher Beweis, daß Aleuter so wenig als Semmler, Les und Michaelis die Wahrheit des Christenthums gerettet haben. 12 Hogen von 1789.

Wir haben nun noch zu erwägen, ob und in wie ferne Christus geweissaget habe oder ein Prophet gewesen sei.

Da Christus unter Juden geböhren und erzogen war, mit Juden umzugehen und zu leben und Juden zuerst zu belehren und zu bessern hatte, so verstand es sich von selbst, daß er sich lauter solcher Mittel bedienen mußte, welche zu seiner Absicht wirksam und von Gewicht sein konnten.

Er mußte sich also zu ihren Vorurtheilen und Gewohnheiten, Denkungsart und Sitten herablassen. Da nun die Schriften Moses und der Propheten bei ihnen in so hohem Ansehn standen, auch in ihnen wirklich viel Gutes und Erbauliches enthalten war, so würde es ganz unschicklich gewesen sein, wenn sie Christus hätte herabsetzen und so urplötzlich verdrängen wollen.

Er that also, was ein wahrer Weise zu allen Zeiten zu thun hat; er bequemte sich zu dem Genius der Zeit und benutzte denselben aufs beste. Hierzu gehörte denn unter andern, daß er die heiligen Schriften der Juden zu seiner Absicht lenkte. Er führte die Juden auf die vortrefliche Sittenlehre, welche hin und wieder in demselben gegeben wird; er gab ihnen von den öfters sehr todten Sägungen eine lebendige Deutung und legte ihnen einen moralischen Sinn unter; er

ver-

verdrängte die lästigen Beimischungen jüdischer Grübler und bigotter Phantasten, führte ihnen die besungenen Schicksale, Uebel und Bestrafungen der Nation zu Gemüthe, deutete die im weissagenden Tone gefaßten Belehrungen auf sie, ihnen zur Warnung und ihnen zum Trost; lenkte endlich ihre idealischen Erwartungen eines Erretters, welchen sie, wie jeder Bedrängte, so sehnlich wünschten, und wozu sie Spuren der Verheißung in den Propheten suchten und zu finden glaubten, auf sich und stellte sich so als ihren einzigen und ächten Heiland dar.

Dieses ist grade und unmittelbar aus dem genommen, was Christus lehrte und that. Und wer erkennt nicht hierin die Meisterhand eines eben so weltklugen als menschenfreundlichen Weisen der Welt! Freilich wurde Jesus von den Juden nicht allgemein für denjenigen aufgenommen, für welchen er sich ankündigte; allein es war auch weit gefehlt, daß er alle chimärische Erwartungen des Pöbels und die herrischsüchtigen Projekte der Großen hätte erfüllen können und wollen. So viel halte ich indessen für gewiß, daß nur denn, wenn die Juden den Weisungen Jesu gefolgt wären, ihr Staat seiner gänzlichen Zertrümmerung würde entkommen sein.

Ob indessen gleich der Erfolg nicht den wohlthätigen Absichten Christi ganz entsprach, so leuchtet doch

deutlich hervor, daß er den Juden alles das sein wolite, was ihnen Moses und die Propheten gewesen waren — ihr Erretter, Rathgeber und Führer. In dieser Hinsicht nennt er sich ihren König und Propheten. Denn es ist bekannt, daß die Propheten nicht bloße Vorhersager, sondern daß sie öffentliche Staatsdiener waren, welche an der Regierung Theil nahmen, das Interesse der Politik mit der Religion verbanden und öfters aus edlem Patriotismus lehrten und lenkten, ermahnten und drohten.

Aber Christus zeigte sich auch noch von einer andern Seite als einen Propheten, nämlich durch wirkliche Weissagung. Er verkündigte den Juden den ihrem Staate bevorstehenden Umsturz auf eine eben so theilnehmende als umständliche Weise. Ob er dieses aus natürlichen Ursachen vorher sah oder aber, ob er es aus übernatürlicher Eingebung weissagte, bestimmt er selbst nicht. Nur die zukünftige Begebenheit zeigt er an. So viel ist indessen gewiß, daß der jüdische Staat damals in der größten Gährung war; die Meckereien mit den römischen Beamten, wie auch der vielen einheimischen Partheien unter einander nahmen immer mehr überhand und die unbesonnene Hartnäckigkeit der Juden fing an die Römer zu ermüden.

Wenn man nun bedenkt, daß Christus die Halsstarrigkeit der Juden, ihre eben so tollkühne Unbiegsam-

samkeit als niedrige Feigheit kannte, wenn er bei den im Innern sich entgegen strebenden Partheien die Unmöglichkeit einer vernünftigen Rückkehr zur innern Eintracht und äußern Unterwerfung sah, wenn er wußte, daß es den Römern nicht unbekannt sein konnte, wie die Juden nur immer auf Revolte bedacht waren, wie ihr Herz nach einem günstigen Zeitpunkte der Rebellion gierte, wie sie sie durch die allerschändlichsten Mittel auszuführen bereit waren, so konnte auch Jesus die nothgedrungenen Maaßregeln der Römer gegen ein so inforrigibles Volk leicht vorhersehen. Denn man hatte ja die Beispiele von Karthago, Korinth und vielen andern vor sich und die Beschlüsse des römischen Senats in solchen Fällen, wie auch die Art ihrer Ausführung waren allgemein bekannt. Allein ob es gleich eben nicht ganz unmöglich war, bei der feigen Widerseßlichkeit der Juden und der notorischen Strenge der Römer, bei dem unbiegsamen Troß der Juden und den harten Maximen ihrer Beherrscher, es abzusehen, daß binnen einem Menschenalter die gänzliche Zertrümmerung des jüdischen Staats erfolgen würde; denn länger konnte er sich bei seiner innern Zerrüttung durch Bürgerpartheien und bei der immer mehr andringenden Schärfe der Römer gar nicht halten; ungeachtet dieser lautsprechenden Umstände ist und bleibt es doch sehr merkwürdig, daß Christus es mit solcher Zuverlässig-

läufigkeit vorher sagte und dabei so gerührt war, als wären ihm alle die jämmerlichen Ausritte im Geiste vergegenwärtigt gewesen. Ich sage: es scheint mir sehr möglich, dieses traurige Ende der politischen Existenz des Hauses Jakobs auf ein Menschenalter vorherzusehen, aber merkwürdig bleibt es mir immer, wie es Christus mit so großer Theilnehmung weissagte und ich getraue es mir nicht, hier blos etwas Gewöhnliches vor auszusehen. Indessen sind wir zu weit entfernt von jenen Zeiten, als daß wir hier mehr als muthmaßen könnten. Sollten z. B. nicht einige weisere Juden durch Länder- und Völkerkunde und insbesondere durch eine Korrespondenz mit ihren zu Rom wohnenden Freunden von dem unterrichtet gewesen sein, was der Senat für Beschlüsse in Ansehung des jüdischen Staats gefaßt hatte, welche nur auf gelegentliche Ausführung warteten und welche sich wiederum wohl so berechnen ließ, daß man sie auf ein Menschenalter bestimmen konnte?

Auf die nähern Umstände, welche Christus berührt, kommt es nicht so sehr an, denn sie mußten bei einer stürmenden Eroberung unausbleiblich vorkommen; z. B. Belagerung, Aengstigung, des Tempels Zerstörung. Der Tempel mit seinen Gebäuden und der Platz, worauf er stand, war selbst ein festes Fort bei der Stadt, mußte folglich erobert und, wie es

Krie.

Kriegesgebrauch ist, durch Feuer und Schwerdt zerstört werden.

Uebrigens ist die Rede Christi ganz im Tone älterer Weissagungen.

Die Verkündigung seiner Leiden und seines Todes zeugt mehr von fester Entschlossenheit als prophetischer Weissagung. Es kam hier auf ihn selbst an, die Erfüllung seiner Vorhersagung zu bewirken oder nicht. Denn wenn er bei seinem Werke beharrte und sich seinen Feinden in die Hände lieferte; wenn er von seinen Behauptungen nichts zurück nahm; so war ihm auch nichts sicherer als seine Hinrichtung. Diese war überdies schon im hohen Rathe der Juden beschlossen, und man dachte blos darauf, seiner bei einer guten Gelegenheit habhaft zu werden. „Es ist besser, dachten sie, daß einer umkomme, als daß alles verlohren gehe; lassen wir ihm sein Wesen, so kommen wir um Land und Leute.“ Dieses war auch ganz richtig geschlossen, denn bei dem Systeme, worauf Christus arbeitete, mußte die jüdische Hierarchie mit der Zeit unfehlbar zu Grunde gehen.

Aber ganz unerklärbar bleibt es uns doch immer, wie es Christus wissen konnte, daß er am dritten Tage wieder auferstehen würde. Es sind dies Thatsachen, von denen wir selbst zu weit entfernt sind, um darüber mit Einsicht entscheidend urtheilen zu können. Wenn es nicht

nicht evident erwiesen werden kann, daß dieses alles auf eine übernatürliche Art zugegangen sei, so ist es doch auch eben so unmöglich darzuthun, daß es auf eine bloß natürliche Art geschehen sei. Und so lange dieses nicht gezeigt ist, bleibt ein bescheidenes „Ich weiß nicht“ immer die beste Parthei, welche wir ergreifen können.

Jedoch bleibt es bei diesem allen nicht allein erlaubt, sondern es ist auch für uns ein wesentlicher Beruf; auch in diesen Stücken auf Erklärung auszugehen und zum wenigsten zu versuchen, ob und wie man sich die Sache begreiflich machen könne.

Dabei muß man aber bemerken, daß, gesetzt die ganze angebliche Weissagung Jesu von seinem eignen Schicksale, von dem Schicksale seiner Lehre und dem des jüdischen Staats sei weiter nichts als eine auf Naturursachen gegründete Vorhersehung gewesen; daß dennoch dadurch sein Ansehn und Werth als Religionsstifters gar nicht leidet; sondern er verdient und behält dieselbe Achtung in unsern Augen, weil bei ihm alles auf die Gesinnung und auf den Zweck ankommt, welchen er erreichen wollte, desgleichen ist auch der Werth der christlichen Religion von aller Weissagung ganz unabhängig und sie wird dadurch an sich nicht besser, wenn sie in der Vorzeit angedeutet und von einem Weissager verbreitet ist, wie auch an sich nicht schlechter,

ter, wenn ihr beides in dem Sinne gefehlt hat, in welchem es die gangbarsten Lehrbegriffe zu nehmen pflegen.

## I.

## Von der Eingebung.

Es ist eine bekannte und, je weiter man ins Alterthum zurück geht, desto gewöhnlichere Sitte der Völker, alles, was geschieht und jeden aufsteigenden Gedanken, der Einwirkung höherer Wesen zuzuschreiben. Besonders aber finden wir dieses bei großen Ereignissen, wichtigen Vorhaben, neuen Erfindungen in der Kunst und Wissenschaft. Die Gottheit wurde bei allen Angelegenheiten der Menschen, wie mit im Spiele begriffen, gedacht.

Diese Denkungsart war so allgemein, daß man nicht allein jedes wichtige Ereigniß dem Einfluß der Gottheit zuschrieb, sondern sie auch bei jedem großen Vorhaben um Beistand anflehete. Eine Sitte, welche in der menschlichen Seele sehr tief gegründet ist und auf der von der Vernunft selbst erzeugten Idee von höhern und einem höchsten Wesen beruht und durch das Gefühl unsrer eignen natürlichen Schwäche und Abhängigkeit neue Stärke bekommt. Die Vernunft arbeitet auf diese Idee weit eher, als man sich der Ge-  
fesse ihrer Operationen deutlich bewußt wird, daher  
denn

denn bei den ersten Philosophen die mancherlei Hypothesen wegen des Ursprungs derselben entstehen.

Diese ehemals so allgemeine Berufung auf den Einfluß höherer Wesen hat zwar mit der Zeit nachgelassen; indessen bei den Dichtern findet sie noch jetzt statt und diese leiten ihre Begeisterung so wohl als auch die Darreichung des Gegenstandes und dessen Ausführung noch immer von dem Beistande einer Muse ab.

Wir müssen also von dieser bei allen alten Völkern üblichen Sitte ausgehen, wenn wir uns einen richtigen Begriff von der sowohl in jüdischen als christlichen Urschriften erwähnten Eingebung machen wollen. Denn wenn es nun einmal Sitte der Vorwelt war, alles auf die Gottheit zu beziehen; wenn sich diese Denkungsart mit der Sprache aufs innigste vereinigt hatte, so mußten selbst diejenigen, welche über diesen Punkt bestimmtere und richtigere Begriffe hatten, theils aus Vorsichtigkeit, um nicht anzustoßen, theils aus Klugheit, um sich Eingang zu verschaffen, schon die gewohnte Sprache reden und sich der gangbaren Einleitung bedienen.

Aus diesen Gründen sprachen die jüdischen Propheten und Weisen, auf Befehl und aus Eingebung ihres Jehova's die heidnischen Weisen durch himmlische Erleuchtung und Orakel. Selbst der helle und weise

Sofra

Sokrates opferte den Göttern und schrieb seine Weisheit einem höhern Genius zu.

So mußten es auch Christus und seine Apostel machen. Sie mußten die Sprache der Welt reden, mußten sich in die gangbaren Vorstellungen der Menschen schicken und dieses um so eher, je unschuldiger oder, doch wenigstens vor der Hand, unschädlicher sie waren. Denn es kann manches unrichtig, ja so gar unmoralisch sein, und man muß es doch noch vor der Hand dulden, weil man es zu einem Behikel oder zu einer Brücke gebraucht, um andere weit schädlichere Dinge wegzuräumen. Genug aber war's für die Vollkommenen (Einsichtsvollern), daß ihnen gesagt wurde: es sollten alle diese Dinge, alle Wunder und Weissagung, alle Gaben und Eingebung aufhören und nichts bleiben als Glaube, Liebe und Hoffnung.

Daß aber diese Deduktion der Eingebung nicht aus der Luft gegriffen, sondern sie ihre völlige Richtigkeit habe, davon können wir uns durch nicht undeutliche Winke der heiligen Schrift selbst überzeugen.

Es erhellet offenbar aus Hiob 32, 8: Erstlich, daß der Ausdruck einer obern Einwirkung oder Anhauchung nur Sprache der Zeiten sei und zweitens, daß darunter nichts als natürliche Belehrung durch den in uns wohnenden Geist (durch die forschende und handelnde Vernunft) verstanden werde. Es heißt dort:

¶

„der

„der Geist ist in den Leuten und der Odem (Anhauch) des Allmächtigen macht sie verständig.“ So spricht Elihu und will damit sagen: Es komme nicht auf Alter und Jahre an, sondern auf den Geist in dem Menschen, ob der Mensch verständig sei oder nicht. Diesen Geist nennt er nun auch den Anhauch des Allmächtigen und behauptet, daß dieser Anhauch weise mache. Das heißt nun nichts anders, als: Es kommt nicht auf Jahre und Alter an, sondern auf Talente und Ausbildung des Geistes (welchen uns der Odem des Allmächtigen gleichsam eingehaucht hat), ob wir verständig über eine Sache urtheilen können oder nicht.

Man muß hier beiläufig bemerken, daß die Philosophie der Alten noch nicht den gereinigten Begriff von der Seele (als einer Denkkraft) hatte; sondern sie stellte sich den Geist als eine feine Materie, etwa wie die Luft oder den Aether, vor; daher er denn auch eingblasen, eingehaucht werden konnte. Ueberhaupt liesen die Bedeutungen der Wörter, Odem, Leben und Geist bei ihnen noch durch einander und sind in den alten Schriften sehr oft gleichbedeutend.

Daß nun Anhauch des Allmächtigen hier nichts weiter bedeute als die natürliche Geisteskraft des Menschen,

schen, zeigt sich offenbar dadurch, daß Elihu weiter sagt: „darum will ich auch reden. Höre mir zu! ich will meine Kunst (Geschicklichkeit, Geistesalente, Urtheilskraft, Weisheit u. s. w.) auch sehen lassen. Mein Herz (Geist, Anhauch des Allmächtigen) soll recht reden und meine Lippen sollen den reinen Verstand sagen, so wie mich der Geist Gottes gemacht und der Odem des Allmächtigen mir das Leben gegeben hat.“

Man findet in dieser Stelle alles das bestätigt, was ich vorher gesagt habe.

Erstlich, daß alles auf Gott bezogen wird, was geschieht und was der Mensch denkt und thut, ohne an eine Scheidewand des Natürlichen und Uebrenatürlichen zu denken.

Zweitens, daß die Bedeutung der Wörter: Odem, Leben und Geist, so wie Kunst, reiner Verstand und göttlicher Anhauch in einander laufen und synonymisch sind. Daß man also

drittens die bloßen Worte nicht pressen, sondern sie nach der Denkungsart und dem Sprachgebrauch der Zeiten erklären müsse.

Nach dieser evidenten Stelle müssen die andern alle erklärt und verstanden werden.

Uebrigens ist diese Vorstellungsart des Alterthums auch nicht ganz inkonsequent. Man dachte sich den Schöpfer als einen Geist (ein feines, ätherisches Wesen), seine Kraft als einen Hauch oder Odem des Allmächtigen. Hierdurch hatte er die Menschen geschaffen, ihnen gleichfalls einen Odem eingehaucht, Leben und Geist gegeben. (Darin bestand das Ebenbild des Menschen mit Gott.) Alles, was nun der Mensch kraft seines ihm eingehauchten Geistes that, das that er durch die ihm mitgetheilte Kraft Gottes und wiederum, was er durch diese ihm mitgetheilte Kraft that, war aus dem Einhauch Gottes, war gut und recht. Daher ward alles Gute und Gerechte, was der Mensch that, zugleich auf Gott bezogen und der Mensch that es mit Gott oder Gott mit ihm. Gute Gedanken, kluge Rathsschläge, weise Lehren, hohe Wissenschaft kommen aus dem Geiste, dem Anhauch des Allmächtigen und sie sind anzusehen als Dinge, die der Mensch aus höherer Einwirkung hervorbringt, sie sind ein Abglanz der Göttlichkeit in dem Menschen, des göttlichen in dem Menschen mächtigen Geistes u. s. w.

So flossen die Ausdrücke immer zusammen und es war gleich bedeutend, ob man aus dem Herzen, dem Geiste, dem reinen Verstande oder aus der Einwirkung, dem Anhauch des Allmächtigen sprach. Aber es war nicht immer gleich gültig und wirksam, wenn  
der

der Genius der Zeiten und die Denkungsart des Volks auf den letztern Ausdruck mehr Gewicht legte und sich die Sache auch wohl wirklich so vorstellte, als wenn dergleichen weise Aussprüche, Ermahnungen, Drohungen, Eröffnungen, Gebote u. s. w. von einem höhern Einflusse kommen mußten. Da wäre es wider die Klugheit gewesen, seinen guten Absichten durch einen voreiligen Anstoß Hindernisse in den Weg zu legen. Um so mehr, da jener allgemeinen Beziehung eine wohlgegründete Deutung gegeben werden kann und es am Ende doch immer eine wichtige Lehre bleibt, die man nie aus dem Herzen verliehren muß. Daß alle gute und alle vollkommene Gaben von oben herab kommen, von dem Vater des Lichts.

---

Grave jene Vermischung der Ausdrücke und Zusammenfließung der Vorstellung des Geistigen mit dem Göttlichen finden wir auch in den Schriften des neuen Testaments. Aber auch aus eben den Gründen, wie im alten Testamente und in andern heiligen Urschriften der alten Völker, werden die erhabenern Ausdrücke am häufigsten gebraucht; weil sie nämlich zur Sprache der Zeiten und des Volks gehören, weil man sich die Sache auch allgemein so vorstellte und man also dadurch

auch allein einen wirksamen Einfluß auf die Gemüther erlangen konnte.

Ich müßte fast das ganze neue Testament abschreiben, wenn ich diese Behauptung durch alle mir zu Gebote stehende Belege darthun wollte. Denn es fällt einem jeden Leser in die Augen, daß z. B. bei Paulus Vernunft, Gemüth, Geist des Menschen, Gewissen, sehr oft gleichbedeutende Worte sind mit: Geist Gottes, göttlicher Geist, heiliger Geist, Geist Jesu, Sinn Jesu und dergleichen. Siehe die Kritik der Rel. insbesondere das Kap. über die Harmonie der christlichen Lehre mit der Religionskritik.

Es ist also gar keinem Zweifel unterworfen, daß die christliche Lehre auf Gott bezogen und wie durch seinen Geist oder Anhauch gegeben vorgestellt wird. Allein es kommt darauf an, wie diese Sprache, welche Christus und seine Apostel führen, zu erklären und zu verstehen sei. Nun ist es aber evident, daß im alten Testamente, wie im Hiob 32, 8. der Anhauch Gottes und der reine Verstand Synonima sind; es ist ferner zuverlässig, daß im neuen Testamente der inwendige Mensch (der menschliche Geist, das Herz, Gewissen), Sinn Christi und Geist Gottes in gleicher Bedeutung vorkommen; es fragt sich also, ob wir Gründe haben, dennoch einen höhern Sinn der Theopneustie anzu-

anzunehmen? So scheint der Apostel Petrus (2. Brief 1, 20) die Sache näher zu bestimmen; allein wir müssen nur den Zusammenhang zu Rathe ziehen. Er empfiehlt (S. 19) das alte Testament, besonders die Schriften Moses und der Propheten. „Ihr thut wohl, spricht er, daß ihr darauf achtet; denn es ist ein Licht in einem dunkeln Ort, das ist, (will er sagen,) ein zwar schwaches aber doch einiges Licht. Und dieses ist auch so lange gut, bis der Morgenstern aufbricht, das ist, bis ihr zum vollkommenen Lichte der Lehre Jesu kommt. - So lange nämlich, als ihr noch keine Kenntniß von der hellen Wahrheit Jesu habt, ist das prophetische Wort für euch noch immer gut; denn ihr müßt vor allen Dingen wissen (S. 20), daß alle Weissagung der Schrift, (das prophetische Wort: hieß es S. 19) das ist, daß die Lehre jener großen Propheten gar nicht von eigener Deutung (gar nicht von beliebiger Erklärung) ist; denn es ist nie eine Weissagung (prophetische Belehrung) aus blos menschlicher Willkühr hervorgebracht, sondern die heiligen Männer redeten immer aus dem Antriebe des heiligen Geistes.“

Daß Weissagung hier so viel als Belehrung überhaupt sei, fällt in die Augen. Nun behauptet der Apostel folgende Punkte:

- 1) die Lehren der Propheten sind für euch (für die Juden, die sich neuerdings zum Christenthume

gewendet hatten) noch immer von einigem Werthe; aber sie sind

- 2) nur eine schwache Belehrung, — gleichen einem schimmernden Lichte in einem dunklen Orte. Darum sind sie euch
- 3) nur so lange wichtig, bis ihr eine vollendete Erkenntniß der christlichen Lehre erhalten habt.

Daß aber jene prophetische Belehrung brauchbar sei, beweist der Apostel dadurch, daß sie nicht von willkürlicher Auslegung ist. Es seien überhaupt gar keine beliebige Willenserklärungen, sondern Belehrungen, wozu sie der heilige Geist angetrieben habe.

Der Antrieb des heiligen Geistes steht hier der eignen Deutung und bloßen Willkühr entgegen.

Nun kommt es darauf an, ob der Apostel unter dem Antriebe des heiligen Geistes eine übernatürliche Eingebung oder aber eine der Heiligkeit des Herzens und Frömmigkeit des Gewissens gemäße Belehrung verstehe. Er selbst, der Apostel, entscheidet hier nicht und folglich bleiben beide Erklärungsarten fürs erste möglich. Wenn sich nun aber eine natürliche Erklärungsart findet, die eben so fruchtbar ist, als jede andere, so hat man wohl keinen Anstand mehr, jene zu wählen, zumal, da doch die Sache immer dieselbe bleibt. Gott ist ja der Urheber alles Guten, folglich auch der natürlichen Anlagen in dem Menschen zur Erkennt-

kennntniß der Wahrheit und zur Beherzigung der Frömmigkeit. Es bleibt am Ende immer die Sache Gottes, wenn jene Propheten auch bloß aus vernünftiger Einsicht und herzlicher Ehrfurcht für das Gute ein Wort der Ermahnung und des Trostes redeten und schrieben.

Es ist demnach eine bloße Hypothese, wenn Hr. Döderlein aus diesem Spruche beweisen will, daß die Propheten, indem sie weissagten und lehrten, selbst gar nicht gewußt hätten, was sie sagten. Alsdenn hätten sie sich ja wie bloße Instrumente verhalten. Eine Meinung, welche theils hier gar keinen Grund findet, denn das aus eigener Deutung — wird selbst durch menschliche Willkühr — erklärt; theils andern Aeussierungen z. B. Hiob 32, 8 schnurgrade widerspricht. Vielmehr wußten die Propheten recht gut, was sie sagten, und eben deswegen lehnten sie allen Verdacht eigener Willkühr und beliebiger Deutung von sich ab und behaupteten, daß sie aus göttlichem Antriebe, in Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen, aus Liebe und Eifer für Frömmigkeit und Menschenwohlfaht redeten. Eben weil sie wußten, daß der heilige Wille Gottes nichts anders als Heiligkeit und Gerechtigkeit von dem Menschen fordere, und weil sie, das zu verkündigen, in sich selbst Lust und Antrieb wahrnahmen, ein Antrieb, welcher sich vor dem heiligsten Willen der Gottheit rechtfertigt; eben darum

lehrten sie so und beriefen sich auf den ihnen zustimmenden Geist oder Willen Gottes.

Weit also entfernt, daß die Propheten bloße Werkzeuge gewesen wären. Sie wußten es vielmehr sehr wohl, was sie lehrten, und lehrten es nur darum, weil sie es mit dem in ihrem wohnenden Willen Gottes harmonisch fanden.

Eben so erklärt sich der Apostel Paulus 1 Corinth. 2, 6: daß er nicht menschliche Vernünstelei vorbringe, sondern eine Weisheit rede, die ihn vom Geiste Gottes gelehrt sei, eine Weisheit nämlich, welche von den Neigungen der Großen dieser Erde und der Welt-herrn weit abstimme. Denn der, seinen natürlichen Neigungen überlassene, Mensch vernehme nichts von dieser Weisheit, sie sei ihm vielmehr eine Thorheit. Aber der geistige Mensch erkenne sie, weil sie nur durch den Geist erkannt werden könne. Und endlich nennt er diesen Geist Gottes — den Sinn Christi und sagt, daß er, der Apostel und jeder ächte Christ ihn auch hätten. So ist also der Geist Gottes nichts anders als die Gesinnung Christi und diese offenbarte sich, wie wir alle wissen, durch Liebe zur Wahrheit und Tugend.

Hier ist also gar nicht bestimmt, daß der heilige Geist in einer höhern (übernatürlichen) Belehrung bestehe, sondern das wird hier ausdrücklich gesagt,  
daß

daß er in einer Denkungsart bestehe, welche der  
Gefinnung Christi ähnlich ist. Und wer einmal diesen  
Geist Christi hat, wer sich durch seinen religiösen  
Grundsatz: liebe Gott und deinen Nächsten als dich  
selbst, leiten läßt, der hat einen untrüglichen Führer  
in alle (religiöse) Wahrheit, kann alles unterscheiden  
und richten, das ist, den Werth jeder Lehre, jeder  
Gefinnung und Handlung bestimmen. B. 15.

Hier wird demnach gar nicht, wie Herr Döder-  
lein will, von einer übernatürlichen Darreichung der  
Sachen und Worte geredet, sondern von einer Erha-  
benheit der christlichen Gefinnung, Weis-  
heit und Lebensart über diejenigen Maxi-  
men, Vernünftelei und Konduite, welche  
aus Sinnesneigung entquillen und den  
durch Selbstsucht und Ehrgeiß regierten Großen der  
Erde so eigen sind. Ein in der That weit fruchtba-  
rer und der Würde Jesu weit angemessener Sinn als  
jene mystische Deutung, wo man Worte ohne Geist,  
und Phrasen ohne Weisheit ausbeutet.

Merkwürdig sind noch die Worte Matth. 10,  
19. 20. Luk. 12, 11. 12. und 21, 15, wo Christus  
seinen Jüngern sagt: sie sollten nicht, wenn sie über-  
antwortet würden, sorgen, wie oder was sie reden woll-  
ten; denn es würde ihnen zur Stunde gegeben wer-  
den, was sie reden sollten. Der heilige Geist, heiße  
es,

es, wird euch zur selbigen Stunde lehren, was ihr sagen sollt. Ich will euch Mund und Weisheit geben, welcher nicht sollen widersprechen mögen, noch widerstehen alle eure Widerwärtigen.

Hier, glaubt man, müsse durchaus auf etwas Wunderfames gezielt sein, denn auf eine natürliche Art lasse sich dieses gar nicht erklären. Ich lasse einem Jeden hierüber seine Meinung; allein so ganz unerklärbar sind mir diese Stellen doch auch nicht. Ich denke mir die Sache so:

Christus verfährt hier mit eben so viel Klugheit als Güte. Nachdem er seinen Jüngern zuvor gesagt hatte: sie sollten klug sein, wie die Schlangen und ohne Falsch, wie die Tauben; sie sollten also mit Weltklugheit und Vorsichtigkeit handeln; jedoch der guten Sache und ihrem Zwecke, Weisheit und Tugend auszubreiten, nichts vergeben, so flößt er ihnen Muth ein und führt sie zur Entschlossenheit und Unbesorgtheit an. Besonders aber sollten sie nicht besorgt sein, wie oder was sie reden sollten, wenn man sie zur Verantwortung ziehen würde.

Dieses war in der That aus tiefer Menschenkenntniß geschöpft. Eine ängstliche Vorsorge über Verantwortung benimmt uns die Gegenwart und Freudigkeit des Geistes und macht uns nur noch verlegener. Wozu war es denn Aposteln nöthig, vorher wegen ihrer Verantwortung-

ant-

antwortung besorgt zu sein, da sie wußten, was sie zu thun hatten, da sie überall mit Redlichkeit zu Werke gingen und den allerwürdigsten Zweck vor sich hatten? Wer auf guten Wegen ist, der kann allenthalben ohne Furcht und Besorglichkeit auftreten. Das Bewußtsein edler Absichten gibt ihm Stärke, der Eifer fürs Gute gibt ihm Freudigkeit des Herzens und einem auf Wahrheit und Sittlichkeit gerichteten Geiste fehlt es weder an Gedanken noch Worten, um sich und seine Sache zu rechtfertigen.

Dies ist die natürliche Deutung jener herrlichen Weisung Jesu und so hat sie auch die Geschichte der Apostel aufs pünktlichste bestätigt. „Haltet euch, sagt Christus, an meiner lehre, laßt euch durch meinen Sinn beleben, befestigt euch nur immer mehr in dem Geiste meiner Religion, in dem Geiste der Wahrheit und Tugend, der Rechtschaffenheit und eines edlen Vertrauens auf Gott. Dieser Geist wird euch denn immer gegenwärtig sein, wird euch aufrichten und trösten, kräftigen und stärken; wird euch bei jeder Anklage und Befragung Gedanken und Worte leihen, daß ihr euch mit Freudigkeit vertheidigen und so rechtfertigen werdet, daß euch eure Widersacher weder widersprechen noch widerstehen können.“

So kam es auch. Sie verstummten durch ihr eignes Gewissen gerührt und mußten der Wahrheit  
wei

weichen. Man muß dieses aber nur von der innern Ueberzeugung der Gegner verstehen. Ihr Herz sagte es ihnen, wenn sie es gleich äußerlich verbargen und durch die Beschämung, welche ihnen wiederfuhr, nur noch zu größerer Bosheit und Feindseligkeit angesacht wurden.

Wir haben also hier gar nicht nöthig, einen Deus ex machina zu denken, vielmehr zeigt die nachfolgende Geschichte der Apostel, daß sie sich grade so verantworteten und so betrogen, wie es als eine natürliche Folge ihres guten Bewußtseins, ihrer gerechten Sache, ihrer Weltflughheit und christlichen Weisheit sein mußte. Was sie redeten, das konnten sie gar wohl aus sich selbst haben und hatten es auch; aber in allem sieht man doch den Geist ihres Herrn durchschimmern.

So denke ich mir die Sache und, wie ich glaube, aus nicht unristigen Gründen.

Erstlich, gereicht dieses zum Vorthail und zu mehrerer Ehrwürdigkeit der Lehre Jesu selbst; denn sie hat gewiß so viel eigne Stärke, als dazu erforderlich ist, um von ihren Freunden wohl vertheidigt werden zu können, ohne daß ihnen dazu erst durch übernatürliche Eingebung Worte und Gedanken geliehen werden müßten.

Zweitens, haben auch die Apostel und alle ächte Christen nur so etwas zur Vertheidigung der christlichen

chen

chen Religion und ihres Berufs gesagt, welches gar keiner übernatürlichen Eingebung und eines höhern Anhauchs bedurfte. Wir finden bei ihnen innige Bekanntschaft mit der Lehre Jesu, treue Anhänglichkeit an seine Person, Gegenwart des Geistes und Entschlossenheit, ihrem Berufe durch Leben und Tod zu dienen, eine auf Unschuld ihrer Person, die Gerechtigkeit der Sache sich gründende gewissenhafte und klare Verantwortung; kurz, alles, was so treuer Lehrlinge eines so großen Meisters und Vorgängers würdig war; aber nichts zeigt sich in diesem allen, was sie nicht ohne besondere Eingebung hätten denken und zu ihrer Vertheidigung vorbringen können.

Drittens: Es ist diese Erklärung den strikten Aeußerungen Christi gar nicht zuwider. Er sagt wohl, es solle ihnen zur Zeit und Stunde gegeben werden, wie und was sie reden sollten; aber er bestimmt es gar nicht näher, ob durch unmittelbare, übernatürliche Eingebung, oder durch Rath und Unterricht von ihren Freunden, zur gelegenen Zeit und Stunde, oder durch eine nach dem Geiste des Christenthums gestimmte Seele, der es zu keiner Zeit fehlen würde, wenn es auf ihre Rechtfertigung ankäme. Von diesem allen bestimmte Christus nichts; sondern setzt seine Freunde, die gewiß mit vieler Sensation an ihren Beruf dachten, wegen der Zukunft außer Sorgen.

Bier:

**Viertens:** Es macht der Klugheit und seinen Menschenkenntniß Jesu Ehre, wenn er seine Freunde über einen Punkt außer Sorgen setzt, der ihnen gewiß vieles Bedenken machen mogte. Denn es war gar keinem Zweifel unterworfen, daß die Jünger Christi nicht sich und ihre Lehre würden vertheidigen können; so weit es auf Gedanken und Worte ankam; aber es war zu besorgen, daß sie wegen der ihnen bevorstehenden Gefahren und Verantwortlichkeiten ängstlich und muthlos werden und dadurch sich und ihrer Sache schaden würden. Man sieht es ja öfters, wie ängstliche und erschrockene Menschen ihre gerechteste Sache schlecht vertheidigen. Aber durch diese Wendung, welche hier Christus macht, flößt er seinen Jüngern Muth ein, erhält ihnen Gegenwart des Geistes und Entschlossenheit; und — mehr bedurfte es nicht, um eine Lehre und einen Beruf zu rechtfertigen, welcher der Wahrheit und Frömmigkeit diene. Die Gedanken und Worte finden sich, wenn man nur unerschrocken und frohes Muths ist, schon von selbst.

**Fünftens:** Christus verheißt seinen Freunden hier auch nichts Unmögliches; denn seine Zusicherung gründete sich auf die Wahrheit seiner Lehre, auf die Redlichkeit seiner Jünger, auf ihre gerechte Sache und — auf psychologische Kenntniß. Erreichte er hierdurch bei seinen Jüngern ein festes Vertrauen auf die Gerech-

Gerechtigkeit ihrer Sache und Gegenwart des Geistes, so hatte er bei ihnen alles, was zu einer guten Vertheidigung erforderlich war, erzielt.

Sechstens ist es auch etwas Unwürdiges, sich die Jünger Jesu bei ihrer Vertheidigung wie bloße Figuranten zu denken, welche Lippen bewegen und Töne von sich geben, ohne zu denken und zu wissen, worauf, was, wie und warum sie so sprechen. Ich weiß wohl, daß man hier allerlei Ausfächte sucht und Modifikationen anbringt, um die Sache in ein erträgliches Licht zu stellen; allein das sind nur lauter inkonsequente Sachen. Wenn man einmal eine höhere Eingebung der Gedanken und Worte zuläßt, so wird dadurch die Spontaneität des Denkens aufgehoben und ist diese nicht, so steht der Mensch wie eine Maschine da, die gedreht und gewendet wird, er mag sich übrigens gebärden wie er will. Es ist mir eine unerträgliche Hypothese, wenn ich mir den feurigen, talentvollen, gelehrten und scharfsinnigen Paulus denken soll, wie eine Maschine, die von äußerer Kraft getrieben wird; diesen Mann, der so warm für seine Sache spricht, der so rastlos für seinen Beruf arbeitet, der mit so vieler biblischer Gelehrsamkeit, Welt- und Menschenkenntniß die Lehre Jesu ausbreitet, so scharfsinnige Parallelen zwischen ihr und der jüdischen zieht, der edes Vorurtheil und jede Gewohnheit mit so vieler

Schonung zu benutzen weiß, der mit dem gelehrten Juden wie ein Meister disputirt, mit fremden Philosophen wie ein Weiser philosophirt, dem Wis und Laune, Gründlichkeit und Ernst zu allen Zeiten zu Gebote steht; dieser Mann sollte nicht aus eigener Kraft des Geistes und mit eignen Gedanken und Worten sich und seine gerechte Sache vor Gericht vertheidigen können; wo es in der That viel leichter ist, als in andern verwickelten Lagen? Der alte eben so ehr- als liebenswürdige Johannes, dieses Ebenbild seines Meisters, der mit väterlichem Ernst und Biederkeit alles vorbei läßt, was nicht zur Sache gehört, und auf weiter nichts als auf Liebe gegen Gott und den Menschen dringt; bei diesem alten und ruhigen Manne, welcher sein System so ganz aufs Reine gebracht hatte, sollte es noch einer übernatürlichen Eingebung von Worten und Gedanken bedurft haben, um sich und die Sache der Wahrheit und Tugend vertreten zu können? Schon der bloße Gedanke revoltiert, wenn er auch wirklich Gründe für sich hätte, die er doch nicht hat.

Mir scheint eine so kleinliche Beihülfe mit der innern Stärke des christlichen Lehrsystems, mit der Würde seines Stifters und der sichtbaren anderweitigen großen Eigenschaften der Apostel gar sehr zu kontrastiren. Fände ich indessen hinlängliche Gründe, eine solche übernatürliche Darzwischenkunft und Eingebung

anzu-

anzunehmen, so würde ich mich gern meiner Unwissenheit in diesem Falle bescheiden. Denn es zu demonstrieren, daß es wirklich so war, wie ich glaube, bleibt darum unmöglich, weil Dinge dieser Art gar keiner Demonstration fähig sind. Wer sich demnach die Sache anders vorstellen will, dem lasse ich, wie billig, seine Freiheit. Nur muß er einräumen, daß seine Erklärungsart gleichfalls nicht evident ist und eine andere neben ihr gar wohl bestehen kann.

Uebrigens bleibt die Lehre Jesu für uns gleich ehrwürdig und fest, wenn wir gleich in Ansehung der Art, wie sie zuerst gestiftet und vertheidigt worden sei, verschieden denken. Denn unser Beifall und Glaube hängt durchaus nicht von solchen Gründen ab, die über unser Fassungsvermögen hinaus liegen.

---

Es bleibt also zwar Manches denkbar, was man in den christlichen Lehrbüchern von der Eingebung behauptet, allein es ist darum noch nicht erwiesen. Ohne nun hierin den Schiedsrichter machen zu wollen, behaupte ich nur: daß man solche unerweisliche und zweifelhafte Erklärungsarten und Meinungen nicht in den wesentlichen Lehrbegriff des Christenthums einflechten müsse.

Es ist unerweislich, wenn Hr. Döderlein (§ 30. proleg. obl. 4) behauptet: „daß Gott oder der heilige Geist den Urhebern der christlichen Lehre stets beige- standen habe und zwar so, daß, wenn sie lehrten oder die Geschichte und Worte Jesu aufsetzten, er ihnen die gesunde Gedächtnißkraft erhalten; wenn sie neue Urtheile oder Rathgebungen bedurft hätten, er ihnen denn eine neue Offenbarung eingehaucht; wenn sie endlich das, was sie selbst gethan hatten, berichteten, er sie alsdann durch einen Eifer, die Wahrheit aufrichtig vorzutragen, kraft der evangelischen Disciplin, regiert habe.“ Denken läßt sich dieses wohl, aber nicht erweisen. Denn ein mal konnte das Alles von den Urhebern der christlichen Lehre geleistet werden, ohne daß sie dazu einer übernatürlichen Beihülfe nöthig hatten. Kann man ihnen denn keine gesunde Erinnerungskraft, keinen Eifer für die Wahrheit zutrauen, ohne daß ihnen beides erst durch höhern Einfluß erteilt werde? Und neue Offenbarungen! Sie baueten ja nur auf dem Grunde, welchen Christus gelegt hatte, und hatten gar nicht den Beruf, neue Zusätze zu machen. Was sie lehrten, mußte entweder die ausdrückliche Lehre Jesu oder doch mit ihr konsequent sein; zu beiden bedurfte es nicht mehr als eines gesunden Gedächtnisses und einer gesunden Urtheilskraft. Zum andern wird es von den heiligen Schriftstellern selbst nicht so bestimmt und

und erklärt. Sie sagen nichts von einer übernatürlichen Erhaltung des Gedächtnisses, nichts vom Einhauch ganz neuer Offenbarungen, nichts von einem wundersam gewirkten Eifer für die Wahrheit. Zum dritten lassen die hohen Ausdrücke, deren sie sich bedienen, eine natürliche Erklärung sehr wohl zu, zumal da sie mit andern ganz verständlichen Ausdrücken synonymisch gebraucht werden.

Noch weniger ist es erweislich: „daß Gott ihnen sogar Worte eingegeben habe, weil er ihnen ohne diese keine Gedanken habe mittheilen können. Dieses mache noch besonders die Neuheit der Sache nothwendig; weil viel Kunst dazu gehöre, die rechten Worte zu den neuen Begriffen zu finden. Gott habe ihnen also die zur Bezeichnung der neuen Sachen schicklichen Wörter zuführen müssen.“

Man sieht hier, wie immer eine Behauptung die andere nach sich zieht, und die Verlegenheit des Schriftstellers nur noch vermehrt.

Will man die Eingebung als ein Wunder ansehen, so sollte man eben dadurch auch Verzicht auf alle weitere Erklärung thun; denn eben dadurch, daß man etwas für bloß wundersam ausgibt, gesteht man ja, daß es mit der Begreiflichkeit und Erklärung ein Ende habe. Wozu also die Dispute, wie und auf welche

Art das Wunder geschehen und wie weit es sich erstreckt habe?

Man muß zwar, wie ich schon oft erwähnt habe, hier einem jeden seine Meinung lassen; aber für mehr als Meinung muß man es auch nicht ausgeben wollen; denn erweisen lassen sich dergleichen Dinge ganz und gar nicht, und bei jedem Versuche stürzt man sich nur noch in neue Labyrinth. Wenn man aber sogar die Nothwendigkeit der Inspiration in Worten und Gedanken zugleich behauptet, so geht man doch in der That zu weit, besonders, wenn die Gründe dazu aus gleichfalls noch zu begründenden Hypothesen hergenommen werden.

Woher weiß man, daß Gott, wenn er doch einmal übernatürlich inspiriren soll, keine Gedanken, ohne zugleich die Worte dazu, eingeben könne? Es mag vielleicht sein, aber wir wissen es nicht. „Aber die Neuheit der Sachen, erwiedert man, erfordert eine eigne Inspiration der Worte.“ Ich frage: was für neue Sachen? Was Christus von seinen Jüngern gelehrt wissen wollte, das hatte er ihnen auch deutlich gemacht und sie — sollten weder hinzu- noch abthun. Auch lesen wir nirgends, daß den Aposteln hinterher noch ganz neue, zum Wesen der christlichen Lehre erforderliche Offenbarungen geschehen seien. Ja in der ganzen Lehre Jesu ist nichts so neu und unerhört, daß

es

es nicht hätte durch gangbare Worte ausgedrückt und begreiflich gemacht werden können. Man zeige einen einzigen Gedanken auf, welcher einer eignen Schöpfung oder doch übernatürlichen Einhauchung der Worte bedurft hätte. Vielmehr bedienten sich ja Christus und seine Boten der gangbaren Sprache und Wörter, fügten sich, so weit es unschädlich war, in den Genius der Zeit und Denkungsart. Dieses ist historisch richtig und liegt uns allen zur Einsicht da; wozu wollen wir denn eine Eingebung von Worten und Gedanken und neuen Sachen behaupten, wo wir weder die neuen Sachen, noch die ihnen angeblich allein korrespondirenden Worte aufweisen können?

Behutsamer und, wie mir deucht, richtiger benimmt sich Hr. Morus (Epitome &c. S. 28. § 28.) wo er die Eingebung durch eine verschiedentliche Wirksamkeit und Fürsorge Gottes erklärt, damit die heiligen Schriften geschrieben werden konnten und wirklich geschrieben wurden.

Hierbei sollte man stehen bleiben, und sich nicht in unverantwortliche Behauptungen verwickeln. Denn bei einer solchen Bestimmung bleibt es einem jeden nur noch unbenommen, wie er sich die verschiedentliche Wirksamkeit und Fürsorge Gottes denken will, ob er hier seine Absicht durch eine alle Naturkräfte übersteigende oder durch eine sich innerhalb den Kräften und

Gesehen der Natur haltende Veranstaltung erreichte habe. Beides läßt sich denken, das letztere aber durch Schrift und Vernunft am leichtesten rechtfertigen.

Um also nirgends anzustoßen, so suche man die Gründe für und wider auf und überlasse einem jeden für sich selbst zu entscheiden und, wenn er will, Parthei zu nehmen. Nur muß man evident zeigen, daß dergleichen zweifelhafte und problematische Fälle gar nicht zum Wesen der Religion selbst gehören, damit dergleichen spekulative Probleme nie zu einem praktischen Nachtheil ausschlagen.

Es ist also richtig, daß Gott durch Christum, oder Christus im Namen Gottes Dinge gelehrt habe, welchen der Name einer Offenbarung zugeeignet wird. Aber es wird nicht gesagt: daß diese Offenbarung auf eine alle Natur übersteigende Weise geschehen sei; auch nicht ausdrücklich: daß sie nicht auf eine übernatürliche Art geschehen sei. Es heißt nur: Gott habe es durch Jesum geoffenbart. Weiter nichts und nun gebrauche ein jeder seinen Kopf.

Es ist ferner richtig: daß Gott die ersten christlichen Lehrer durch den heiligen Geist gelehrt habe; aber es wird nicht gesagt, ob eine solche Belehrung über alle Naturmöglichkeit hinaus reiche oder nicht. Sie wurden durch einen heiligen Geist belehrt. Das Wie suche sich nun ein jeder begreiflich zu machen, so gut er kann

kann. Kann er es sich nicht erklären und glaubt er seine Zuflucht zu einem Wunder nehmen zu müssen, ei nun! so beruhige er sich dabei, aber lasse auch andern in solchen bloß spekulativen Sachen ihre Freiheit. Es ist richtig, daß in der heiligen Schrift gelehrt wird: Gott habe den Aposteln zu ihrem Lehramte beige- standen, sei ihnen zu ihrer Vertheidigung und zur Abfas- sung ihrer Schriften behülflich gewesen, habe sie in alle Wahrheit geleitet u. s. w., aber es wird nicht gesagt, ob dieses auf eine übernatürliche Weise, durch überna- türliche Eingebung der Worte und Gedanken, eigner Worte zu ganz neuen Sachen, durch übernatürliche Erhaltung einer gesunden Gedächtnißkraft u. s. w. ge- schehen sei oder nicht.

Wenn so etwas in der heiligen Schrift gelehrt wird, ohne es zu bestimmen, warum wollen wir es en t w e d e r nicht auch so machen, oder, falls wir uns auf Bestimmungen einlassen wollen, nicht lieber die Sache begreiflich und fruchtbar machen? Denn dadurch, daß wir noch neue Unbegreiflichkeiten in die heilige Schrift hineintragen oder sie aus ihr entlehnen, thun wir der Religion an sich gar keinen Dienst. Wir füllen vielleicht den einen und andern Kopf mit überschweng- lichen Phrasen, womit seine Einbildung spielt und ver- rücken ihm den wahren Gesichtspunkt der praktischen

Religion, welcher auf Liebe, Glauben und Hoffnung gerichtet ist.

Wir werden also mit Recht, ja aus Pflicht, mit der Zeit alle dergleichen willkürliche Bestimmungen und Zusätze aus dem christlichen Lehrbegriff weglassen, weil sie nur Gelegenheit zum Zank geben und der Ausübung des praktischen Christenthums, leider! nur zu oft entgegen stehen.

Beschluß

---

## Beschluß über das Wundersame

im

## Christenthume überhaupt.

---

**M**an gibt zu, daß die christliche Lehre einen unvergleichlichen innern Werth habe; daß sie alles enthalte, was zum Wesen einer Religionslehre gehört; daß sie einen richtigen und fruchtbaren Begriff von Gott aufstelle und unser wahres Verhältniß zu ihm angebe; daß sie die Würde der Menschheit mit ihren Rechten und Pflichten ans Licht ziehe, daß sie einen festen Grund des Glaubens und der Hoffnung anlege; — man gibt dieses alles zu und selbst die Feinde des Christenthums können dieses, wenn sie unpartheiisch urtheilen wollen, nicht ableugnen; nun sehe ich nicht ab, warum man noch auf Stützen baut, deren Festigkeit wir nicht mehr zu schätzen verstehen; die uns überdies als Christen nichts besonderes leisten, sondern uns in gleiche Gemeinschaft mit andern Religionspartheien setzen, die von vielen verworfen werden und den Feinden des Christen-

stenthums nur üppigen Anfaß zur Beeinträchtigung geben.

Mag es richtig sein, daß einst bei den christlichen Wundern, Weissagungen und Eingebungen etwas Uebernatürliches zum Grunde lag; wir können es doch nicht beweisen. Oder mag es richtig sein, daß dieses alles nur zum Genius der alten Zeiten gehört, daß es nur temporäres Mittel zum Zweck war, daß sich Klugheit nur dieser Sprache und Einkleidung bediente; so benimmt auch dieses der Würde unsrer Religion nichts, weil es an sich unschuldig war und zu edlen Absichten gebraucht wurde.

Wir wollen also niemanden, der sich am Uebernatürlichen halten zu müssen glaubt, darum herabsetzen; aber auch keinen, welcher alles aus dem Natürlichen zu erklären vermeint, darum verkehren.

Hier wollen wir weder lösen noch binden, weil wir beides nicht können.

Aber Eins wollen wir, weil wir es können, das ist dieses: wir wollen die wesentliche Religion von allem Jenen unabhängig machen, sie in ihrer innern, für alle Zeiten unabänderlichen Lauterkeit, darstellen. Und so wird derjenige, welcher jenen unbegreiflichen und unerweislichen Behauptungen seinen Glauben versagt, doch der Sache unsrer Religion selbst seinen Beifall nicht versagen können; er wird sie mit Achtung aufnehmen

nehmen und ihren Stifter ehren müssen; weil nach Absonderung alles dessen, was unerweislich ist, doch noch grade dasjenige übrig bleibt, was das Wesen einer Religion ausmacht und welches so beschaffen ist, daß die gebildeteste Vernunft nie etwas Größeres und Erhabneres ausdenken kann. Die Sittenlehre und das Lebensbeispiel Jesu, sein Begriff von Gott und unserm Verhältniß zu demselben, sein unbedingter Gehorsam und unwandelbares Vertrauen zu seinem Vater, seine Lehre von der Unsterblichkeit und sein eigner fester Hinblick auf dieselbe. — Dieses und alles, was damit wesentlich zusammenhängt, sei es, worauf wir halten; weil es doch in der That nur das allein ist, was für uns praktisch werden kann und soll.

---

Ich beschliese hiermit dieses Kapitel über die Gründe der Glaubwürdigkeit der christlichen Religion; ob ich gleich eigentlich nur die angebllichen Gründe durch Wunder nach ihrem Verhältnisse zur christlichen Lehre gewürdigt, und gezeigt habe, daß sie für unsre Zeiten wenigstens die Haltung nicht geben können, welche man ihnen entweder anmaßlich zuschreibt oder voreiliger Weise von ihnen erwartet.

Auf die anderweitigen und eigenthümlichen Gründe für die Realität der christlichen Religion lasse ich mich

mich hier nicht ein; weil eigentlich ein jeder wesentlicher Satz des Christenthums auch seine Begründung schon mit führt und dieses jedesmal da erwiesen werden muß, wo der Satz selbst erörtert wird.

Ich berufe mich hier auf die innere Vortreflichkeit der Religion selbst. Ist diese anerkannt, wie sie denn nicht gestritten werden kann, so dient sie statt aller andern Gründe.

Was sonst noch von der Glaubwürdigkeit Jesu in seiner Person, der Apostel als ehrlicher Referenten des Unterrichts ihres Herrn, von der Authenticität ihrer Schriften, von ihrem Leben und Verhalten, so weit es zur Bewahrheitung der Religion gehört, zu sagen wäre, das findet man in andern Lehrbüchern mit Umständlichkeit und Gründlichkeit erörtert. Worauf ich theils verweise, theils werden wir in der Folge davon noch Eins und das Andere beizubringen Gelegenheit finden.

Wir müssen uns aber durchaus in den Fall setzen; daß der Werth unsrer Religion gar nicht von äußern Gründen abhängt; nicht von angeblichen Weissagungen im alten Testamente, nicht von vorbedeutenden Zeichen aus der alten Geschichte oder Fabel des jüdischen Volks (was geht uns das an? Für Juden konnten dergleichen argumenta ad hominem von einigem Werthe und Gewichte sein, für uns sind sie es nicht  
und

und sollen es auch nicht sein), nicht von den Wundern des Stifters unsrer Religion selbst; nicht von den Thaten seiner Jünger, nicht von Eingebungen, nicht davon, daß sie so und so von Christus und seinen Boten gelehrt, daß sie so und so von der Kirche im Allgemeinen oder von dieser oder jener Sekte insbesondere angenommen ist, überhaupt nicht von Auktorität und äußern Gründen — wenn dieses gleich zu seiner Zeit von Werth gewesen sein mag; — sondern wir stützen uns auf die vor uns liegende Lehre selbst. Diese selbst muß sich bewertzen und behaupten und thut sie das, so mag man dagegen vernünfteln und witzeln, so viel man will, sie wird sich doch erhalten und die Angriffe auf sie selbst in ihrem Wesen werden mehr ihre Stärke als Schwäche sichtbar machen. Ist sie aber in sich selbst schwach, so mag man sich noch so sehr auf Wunder und Zeichen, auf Weissagung und Eingebung berufen; dies alles ist nicht im Stande, eine zerbrechliche Sache gegen den Zahn der Zeit und das Feuer der Kritik zu sichern.

---

Drit-

---

 Drittes Kapitel.

Von

den Grundartikeln der christlichen Religion.

Die Frage über die Grundartikel der christlichen Religion ist sehr wichtig und von ihrer richtigen und gründlichen Beantwortung hängt die Entscheidung alles Sektenzwistes und Erbauung eines konsistenten Systems der christlichen Dogmatik ab. Sie ist aber bisher bei weitem nicht in dieser Hinsicht erwogen und so erörtert worden, als es nöthig war, um in Ansehung dessen, was ein Fundamentalartikel ist oder nicht, zu einiger Evidenz und Festigkeit zu kommen.

Alles, was man bisher hierin that, ging blos auf eine rhapsodische Sammlung gewisser Lehrsätze, welche man für die wesentlichen der christlichen Religion hielt und ohne welche, wie man glaubte, das Christenthum aufhörte das zu sein, was es sein sollte.

Es leuchtet aber ein, daß, so lange man hier bei ohne Regel verfährt, man dem Gutbefinden des Dogmatikers überlassen bleibt. Der Eine wird dieses, der Andere jenes, der Eine viel, der Andere wenig für Fundamental und Wesentlich erklären. Und da keiner nach festen Grundsätzen verfährt, so wird eben dieses  
rhapso.

rhapsodische Auffammeln eine unumgängliche Veranlassung zum Zank und Zwiespalt geben; wie denn auch sattfam geschehen ist.

Es wundert mich, daß, nachdem man schon lange über Fundamental- und Nichtfundamentalartikel gestritten hat, noch keiner auf den Gedanken gekommen ist, dieser Untersuchung dadurch die gehörige Richtung zu geben, daß man sich nach einem Grundsätze des Christenthums umgesehen hat. Denn wirklich führt die Eintheilung der Lehrsätze in fundamentale und nichtfundamentale dieses schon im Sinne und hat eine Architektonik der Religion, worauf auch die Vernunft durch sich selbst dringt, zur Absicht. Man wollte das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden und dachte nicht daran, die allgemeine Bedingung aufzusuchen, ohne welche eine solche Scheidung gar nicht zu Stande gebracht werden kann.

Ich will versuchen, diesem Gegenstande eine solche Richtung zu geben, in welcher er, wie ich glaube, über kurz oder lang aufs Reine gebracht werden kann.

Man muß die Architektonik der Religion von der Methodenlehre derselben unterscheiden. Jene zeigt, wie aus der Religion ein systematisches Ganze gemacht werden kann; diese aber, wie man die Religion selbst vortragen müsse, damit sie mit Einsicht gefaßt werden,  
 H und

und auf die Gesinnung den gehörigen Einfluß haben könne.

In der Methodik wird gefragt, wie man die Religionslehren vortragen, was man zuerst, was man zuletzt nehmen müsse, um Erkenntniß und Rührung zu bewirken. Die Architektonik aber sucht nach einem Principium, einem Grundsatz der Religion überhaupt; scheidet nach diesem das Wesentliche vom Unwesentlichen und legt es auf ein wissenschaftliches System an. Jene ist für den Lehrer des Volks, diese für den Bearbeiter der Theorie.

Weder Christus noch seine Apostel wollten ein wissenschaftliches System aufbauen, sondern waren Lehrer zum Volke. Ihnen war daran gelegen, Menschen zu belehren und zu bilden und zwar alle Menschen ohne Ausnahme, wie sie ihnen vorkamen; zunächst aber die Juden.

Nun setze man sich, so weit man kann, in ihre Lage; man denke sich ihren Beruf und Zweck, ihre Lokal- und Personal-Verhältnisse, man erwäge, was ihnen förderlich sein konnte und hinderlich gewesen sein würde, erwäge Nationalcharakter und Volksglauben, bürgerliche Verfassung und religiöses Kolorit, Staatsverhältnisse und des Reichs Organisation, Grad der Kultur und fixirte Denkungsart, Geschichte der Nation und Sagen des Volks, gesetzlichen Zwang und aber-

abergläubische Schwächen; man vergegenwärtige sich dieses alles in seinem möglichsten Detail und überdenke denn, wie man es anzufangen habe, um bei so bewandten Umständen seinen guten Zweck auf die klüglichs te Weise auszuführen; so wird man in dem Fall sein, sich eine solche Methode zu wählen, als sich Christus und seine Apostel bedienen mußten. Alles nun, was einem weisen Lehrer in den obigen Fällen nothwendig war, jede Manier und Maxime, jedes Mittel und jede Wendung, welche die Umstände hier anriethen, gehörten zur praktischen Methodenlehre der Religion in den damaligen Zeiten.

Wir kennen nun einige Mittel und Maximen, wodurch Christus und seine Jünger die Religion lehrten und ausbreiteten; wir mögen ihnen aber allen auf den Grund kommen oder nicht, so trauen wir es der Weisheit Jesu zu; daß doch grade die Methode, welche er gewählt hat, für die damaligen Zeiten und Menschen die beste gewesen sei, eben weil er sie gewählt und dadurch seine Absicht erreicht hat.

Weisheit und Verstand, Tugend und Klugheit, edler Zweck und zweckmäßige Manieren müssen sich stets zur Seite gehen und die Hände bieten. Und wenn man dieses jetzt nicht mehr so ganz beherzigen will, so sollte man es an dem Beispiel Jesu und seiner Apostel wieder lernen.

Aber die Methodik der Religion nimmt nach Zeit und Umständen eine andere Gestalt an, wenn sie gleich nur immer einen Zweck vor sich hat. Daher ist es begreiflich, daß vieles, welches zu den Zeiten Christi sehr anwendbar und förderlich war, doch jetzt von gar keinem Gebrauche mehr ist. Ja manches muß uns wohl gar anstößig und zweckwidrig scheinen; da wir zu weit von jenen Zeiten entfernt sind, als daß wir den rechten Gesichtspunkte der Dinge wieder fassen und alles nach seinem wahren damaligen Privat- und weltflüchtigen Gehalt zu würdigen im Stande wären. Allein ich, an meinem Theile, bescheide mich hierin gern und denke: der weise Jesus, der uns in allem, was wir noch ganz zu schätzen verstehen, so edel und klug erscheint, wird auch gewiß in dem, was wir nicht mehr so recht zu stellen wissen, seine geweihten Gründe gehabt haben.

Indessen fließt für uns hieraus diese Weisung: da die Mittel zu einem Zwecke nicht immer dieselben sind und sein können; so muß man eben deswegen seine eigene Klugheit zu Rathe ziehen, um auszufinden, welches grade jetzt das beste Mittel und die dienlichste Manier zu der guten Absicht sei.

Weiläufig will ich aber doch hier bemerken, daß sich auch die praktische Methodentlehre auf einen festen Fuß bringen läßt und es gewisse Maximen des Unterrichtes

richs gibt, welche, aus dem Wesen der Religion abgeleitet, die einzigen ächten und immer bewährten bleiben könnten und sollten. Allein dieses läßt sich nicht eher erwarten, als bis man mit dem Religionsysteme selbst auf dem Reinen ist. So lange hier noch alles durch einander liegt, und unwesentliche Sachen für wesentliche gelten, ja wohl gar Anstößigkeiten für baare Tugend und Gottes Wille gelehrt werden, ist auch an eine allgemeine praktische Methode des religiösen Unterrichts nicht zu denken.

Ich sage vielleicht bei einer andern Gelegenheit meine Gedanken hierüber und lenke jetzt wieder ein.

Da weder Christus noch seine Apostel ein wissenschaftliches Lehrgebäude der Religion vortrugen, sondern blos zum Volke lehrten und alles aufs Praktische anlegten, so versteht sich auch von selbst, daß man in denen von ihnen hinterlassenen Schriften kein systematisches Ganze suchen darf.

Es ist daher ein ganz falscher Anschlag, wenn man jene Quellen der christlichen Lehre als vollkommene Lehrbücher der christlichen Religion ansehen will. Sie sind weiter nichts als ehrwürdige und unschätzbare Fragmente, die ein Beispiel sowohl der Lehrart damaliger Zeiten als auch viele wichtige Artikel der Religion selbst an die Hand geben. Wir können jetzt nichts mehr, als diese Urkunden mit Wahl und Einsicht benützen. Und

da des Aufbürdens willkürlicher Religionsfakungen kein Ende sein würde, wenn man sich alles gefallen ließe, so sind uns diese Urkunden eine vortrefliche Schutzwehr gegen allen christlichen (leider sich so zeigenden) Fanatismus und Despotismus. Wir nehmen daher nichts als Christi lehre an, was diesen Urschriften widerspricht, und beherzigen allein das, was in ihnen entweder als wesentliche lehre selbst aufgestellt wird, oder doch nothwendiger Weise mit ihnen zusammenhängt und sich mit dem ihnen eigenthümlichen allgemeinen Geist verträgt. Hätten wir diese Schriften nicht, so würde es übel um unsre Religion stehen; es würde von ihr auch der Schatten, der jetzt noch hin und wieder scheint, nicht mehr übrig sein.

Wir haben also keine vollständige Theorie der Religion Jesu — weder von ihm selbst, noch von seinen Aposteln überliefert bekommen. Es ist zwar keinem Zweifel unterworfen, daß nicht sowohl Christus als seine Vertrauten ihr volkommnes System gehabt hätten; denn es blickt überall in ihren Reden und Schriften eine gewisse Einheit und geistige Konsequenz hervor; allein ich zweifle sehr, daß es je eine schriftliche Abfassung davon gegeben habe. Der mündliche Unterricht Jesu, so weit wir ihn aus den Fragmenten der Evangelisten beurtheilen können, war ganz populair; wie er auch sein mußte, wenn er

Ein

Eingang finden sollte. Es liegen darin zwar Winke eines Systems, aber doch nicht das System selbst. So ist es auch mit dem Unterrichte der Apostel; selbst ihre Schriften beziehen sich auf besondere Veranlassungen und enthalten gelegentliche Erörterungen für die Denkungsart damaliger Zeiten und gründen sich größtentheils auf Lokal- und Personal-Verhältnisse. Auch in ihnen schimmert ein Licht von Einheit und geistiger Konsequenz, auch sie enthalten Winke für den denkenden Jünger und vollkommenen Christen; aber nirgends findet man ein ausführliches Ganze. Allein, wie gesagt, für den populären Unterricht schickte sich dieses nicht, und was sie, Christus und seine Vertrauten, unter sich gethan haben, davon haben wir keine vollständige Berichte.

Wenn wir indessen zwar kein systematisches Ganze von Jesu selbst und seinen ächten Jüngern haben; so haben wir zum Glücke doch grade so viel von ihnen, als erforderlich ist, damit wir uns daraus ein System machen können. Was die Stifter nicht den Buchstaben nach geleistet haben, das haben sie doch dem Geiste nach vorbereitet.

Wir haben von ihnen gleichsam Riß und Materialien zum Bau, die Architekten müssen wir selbst sein. Zu dem Gebäude konnten Christus und seine Apostel außer dem Riß und den Materialien allenfalls

den Grund hier und dort legen, allein die Ausführung blieb den Nachfolgern überlassen. Diese sollten bauen.

Das haben denn auch die Christen zu aller Zeit gethan, sie haben immer gebaut, aber leider! nicht immer mit dem ihnen gegebenen Stoffe; noch weniger nach dem ihnen vorgezeichneten Risse.

Daher haben sie denn auch statt christlicher Gebäude sehr oft schändliche Mördergruben gemacht.

Wir müssen also, wenn wir nicht in ähnliche Fehler verfallen wollen, wieder ganz zurückgehen, uns kein schon stehendes oder gestandenes Gebäude zum Model nehmen; sondern uns nach dem Risse und den Materialien umsehen, von welchen wir die größte Wahrscheinlichkeit haben, daß sie der Idee Jesu am nächsten kommen.

Und wo könnten wir dieses wohl anders finden, als allein in den überbliebenen ächten Schriften der ächten Jünger Jesu?

Geben uns diese eine architektonische Idee, ja wohl gar Materialien zu ihrer Ausführung, so sind wir außer aller Verlegenheit, wo nicht, so müssen wir lieber auf eignen Füßen stehen oder fallen, als uns in Ansehung des christlichen Lehrbegriffs einem fremden Führer blindlings überlassen.

Aber

Aber wir finden in jenen Schriften alles, was wir brauchen, Riß und Materialien zum Gebäude. Wirklich zielen auch alle die theologischen Lehrbücher, deren wir kleine und große fast eine unzählbare Menge haben, dahin ab, ein Gebäude des Christenthums aufzurichten und viele sogar ausdrücklich nach dem Riße und der Vorzeichnung Jesu und seiner Apostel. Sie legen es auf eine vollständige Theorie der christlichen Lehre an. Nur freilich ist dieses in Hinsicht auf die Architektonik mit sehr schlechtem Erfolge geschehen. Denn noch ist in keinem Lehrbuche ein allgemeines Principium der Religion aufgestellt; ja man hat darnach nicht einmal gefragt, sondern die sein sollenden Systeme gleichen alle bisher nur, so zu sagen, technischen Aggregaten, künstlichen Zusammenstellungen, wo man nach Belieben oder zufälligen Gedanken zu einander gehäuft hat.

Zur Architektonik ist nun die Frage wegen der Fundamentallehren des Christenthums wesentlich. Diese muß erst erörtert und entschieden sein, wenn man an jene Hand anlegen will.

Man nimmt eine Fundamentallehre in doppelter Bedeutung. Ein Mal zeigt sie den ersten Grundsatz der Religion an, worauf das System derselben erbaut werden muß, und solchen fordert die

Architektonik. Zum andern versteht man darunter solche Sätze, mit welchen man den Unterricht in der Religion eröffnet; und diese gehören zur praktischen Methode. Hier kommt es auf die Klugheit des Lehrers an, sich nach seinen Schülern zu bequemen, und grade die Manier zu wählen, welche ihm am forderlichsten ist, und das zuerst vorzutragen, was er für den Anfang am rathsamsten hält. Daß sich Christus und die Apostel hierin nach den Umständen schickten, sagen sie selbst und ist uns aus dem, was uns von ihnen hinterlassen ist, ersichtlich.

Wir lassen nun die Methodendehre vorbei und halten uns bei der Architektonik auf, um zu sehen, was zu ihrem Behuf gethan ist oder noch gethan werden kann.

Den Begriff einer Fundamentallehre setzt Herr Morus (Epitome § 3. S. 10) so fest: „Die notwendigen Lehrartikel der Religion sind solche, ohne welche die Religion, welche die heilige Schrift vorträgt, nicht einmal statt haben kann, oder ohne welche sie nicht einmal Religion ist.“ Nun zählt er mehrere solcher Sätze auf, z. B. (S. 7. § 2.). „Es ist ein wahrer Gott, Schöpfer, Erhalter und Regierer, welcher uns zur Ewigkeit vorbereitet. Gott will dem ohne Ausnahme sündigen, daher notwendig unglücklichen, und einer Besserung bedürftigen  
Mens

Menschengeschlechte dennoch seine Liebe beweisen, und es durch einen gewissen Jesus, durch gewisse Thaten desselben und unter einer gewissen Bedingung beseliggen, daß sie aufhören sollen unglücklich zu sein; und nachdem sie Vergebung erlangt und gebessert sind, will er sie auf ewig glücklich machen.“

Daß diese Sätze, wohlverstanden, Lehrstücke der christlichen Religion sind, kann Niemand in Abrede sein; ob sie aber das Fundament der Religion ausmachen, ist noch eine andere Frage. Bewiesen hat dieses Herr Morus nicht. Nun muß aber eine Fundamentallehre eine solche sein, welche an der Spitze stehen und woraus alles Uebrige nach einer konsequenten Schlußart abgeleitet werden kann. Dazu aber schickt sich keiner von allen diesen Sätzen; denn sie bedürfen alle noch einer Rechtfertigung aus einem höhern Grunde.

Zudem ist dieses auch ein Aggregat von Sätzen, worunter keine wissenschaftliche Ordnung herrscht.

Alles, was man demnach von ihnen sagen kann, ist dieses, daß sie Lehrsätze der Religion sind; mitnichten aber Fundamentalsätze; wenn man den Ausdruck nicht misbrauchen und sich eines Hysteronproterons schuldig machen will.

Denn es muß erst bewiesen werden, daß nur ein einziger wahrer Gott ist. Es muß bewiesen wer-

werden, daß Gott alle Menschen liebt; daß sie alle sündig und deswegen nothwendig unglücklich sind, daß Christus derjenige sei, durch welchen das Menschengeschlecht allein beseligt werden könne und solle; daß Vergebung und Besserung die Bedingungen der Beseligung seien u. s. w. Wenn dieses alles aber erst bewiesen werden muß, so sind es keine Fundamentalsätze, die an der Spitze stehen können; keine festen Gründe, auf welchen das Andere erbaut werden kann; keine Principia, aus welchen die Folgesätze abfließen. Folglich dienen sie auch überall nicht, um nach ihnen eine Religionstheorie architektonisch zu entwerfen.

Ein anderes sind Lehrsätze, welche aus einem Systeme nicht wegbleiben dürfen, wenn es vollständig sein und bestehen soll. Ein anders aber Fundamentalsätze, auf welchen das ganze System erbaut werden kann. Um solcher Sätze ist es uns aber zu thun, wenn wir nach einem ersten Grundsatz und Grundgesetze des Verhaltens, des Glaubens und der Hoffnung fragen.

„Ein Fundament des Glaubens, sagt Herr Döderlein (Proleg. § 23. obl. 2.) besteht in den ersten Kenntnissen, welche die Apostel denjenigen, die sie zuerst in der christlichen Religion einweihen wollten,

vor

vortragen; ohne deren Erkenntniß und Bekenntniß also Niemand ein Christ heißen konnte.

Nun sammelt er solche Lehrsätze und findet besonders folgende:

1. Es ist nur ein Gott, der höchste Urheber und Regierer aller Dinge.
2. Christus ist der Messias oder Herr Aller, Sohn Gottes.
3. Jesus ist dem Tode übergeben und wieder belebt worden.
4. Auf ihn gründet sich alle Hoffnung der Erlösung von den ewigen Strafen.
5. Es gibt einen heiligen Geist.
6. Die Beobachtung der mosaischen Geseze ist nicht nothwendig.
7. Die Todten werden wieder auferstehen.
8. Die Bekehrung von Sünden ist die Bedingung, unter welcher wir der Wohlthaten Christi theilhaftig werden sollen.
9. Die Christen müssen sich taufen lassen.

Auch diese Sätze gehören, wohlverstanden, zum Lehrbegriff der christlichen Religion, aber keiner von ihnen ist ein Fundamentalsatz; denn sie bedürfen alle noch eines Beweises; ja manche noch einer sehr umständlichen Erklärung, um nicht mißgedeutet zu werden.

werden. Sie können deshalb gar nicht an der Spitze stehen und zu Principien der Religion dienen.

Zu einem fundamentum doctrinale seu principium fidei salvificae, wie es Herr Döderlein (S. 47 § 23.) nennt, gehört, daß dieser Lehr- oder Glaubensgrund den ersten, obersten und unbedingten Grundsatz enthalte, aus welchem sich alle Theile des Systems ableiten lassen, und welcher allen Nebensätzen nicht allein ihre gehörige Deutung gibt, sondern auch jede Mißdeutung und fremden Einschub willkürlicher Satzungen verhütet.

Ich wundere mich, da man doch einmal die Idee von einem Fundamentalsatz hatte, daß man sie nicht genauer analysirt und so erörtert hat, wie sie, um zum Aufbau eines Systems zu leiten, verstanden werden muß. Denn blos der Gedanke an einen Fundamentalsatz war schon der halbe Weg zur Auffindung eines tauglichen Principiums der Religion. Indessen lagen hier wohl mancherlei Hindernisse im Wege. Man fürchtete auch wohl, man würde die christliche Religionstheorie zu philosophisch machen; daher vermied man die wissenschaftliche Form. Allein man bedachte nicht, daß grade diese Form für die Dogmatik des Christenthums nicht allein die angemess-

mes

messenste, sondern auch zur Verhütung der Irrthümer die dienlichste ist.

Man fand überdies in dem Vortrage der Apostel, ob wohl viel Philosophie, doch nichts in eine strenge wissenschaftliche Form gebracht. Aber man bedachte nicht, daß die Apostel theils gar nicht die Absicht hatten, vollständige Theorien zu geben, theils sie auch nicht geben durften, indem sie zum Volke lehrten und gemeinnützig sein wollten.

Man fand, daß die Apostel bald dieses, bald jenes zum Grunde und Anfang legten und daher, dachte man, fände in der christlichen Religion eine Vielfältigkeit der Fundamentallehren statt. Allein man bedachte nicht, daß die praktische Methode zu lehren nicht an die Architektur des Systems gebunden ist. Hier walten Principien zur Wissenschaft ob, und das Ganze muß eine systematische Form haben. Dort muß Klugheit nach Zeit und Umständen entscheiden; was zuerst, was zuletzt, was nur, was noch gar nicht, was bei diesem, was bei jenem vorzutragen sey. Anders mußte ein Jude, anders ein Heide behandelt werden.

Wenn nun in der heiligen Schrift von einem Grunde, erstem Grunde, Anfang und dergleichen

die

die Rede ist, so versteht sie darunter gewöhnlich nicht das, was der Wissenschaft nach (architektonisch, scientiv) das Erste ist; sondern was der Lehrart nach (methodisch, pädagogisch) den Anfang machte. Und hierin richteten sich die Apostel nach den Umständen, wie wir sehen, und wie es auch der Klugheit gemäß war. Etwas anders war das Erste bei den Juden, etwas anders bei den Heiden. Etwas anders bei den Kultivirten, etwas anders bei dem Volke. (Vergl. Doederlein Prol. §. 23. obl. 2.

Daß sie auf solche Art wesentliche Lehren vortragen, ist richtig; aber ob das, was sie zuerst nahmen, auch der Wissenschaft nach das Erste den Anfang machte, muß man allererst durch eigne Beurtheilung ausfindig machen. Und da finden wir, daß die Apostel nichts weniger als scientivisch gelehrt haben.

Wie aber nun? da die überlieferten Dokumente des apostolischen Vortrags keine wissenschaftliche Form haben; da selbst Christus, so viel wir mit Grunde vermuthen können, nicht in derselben gelehrt hat, ist es uns darum ganz unmöglich, die christliche Lehre in eine wissenschaftliche Form zu bringen und das Principium dazu aufzufinden? Ich würde das Eine sowohl wie das Andere für sehr möglich halten; wenn

wenn wir dazu in der heiligen Schrift auch nicht eine ausdrückliche Anweisung fänden. So aber, da das Letztere statt findet, ist es theils für uns leichter, zu Stande zu bringen, theils auch dem Widerspruche minder ausgesetzt, indem uns sonst mancher darüber angehen und uns beschuldigen mögte, als suchten wir ein willkürliches System aufzurichten. Welches alles aber nun dahin fällt, da wir die Auktorität und eigne Anleitung Jesu und seiner Apostel für uns haben.

Christus führt mehr wie ein Mal mit ausdrücklichen Worten den Fundamentalartikel seiner Religion an, und die Apostel wiederholen ihn mit allgemeiner Einhelligkeit. Dieses wissenschaftliche Principium der gesammten christlichen Lehre ist nun kein anderes als das eben so faßliche wie evidente Gebot: „Liebe Gott und deinen Nächsten als dich selbst.“

Es ist dieses, in die philosophische Sprache übertragen, nichts anders, als der praktische Grundsatz der unbedingten Spontaneität: „denke und handele nach dem praktischen Gesetze der Freiheit, und erkenne in diesem den Willen Gottes.“

I

Dies

Dieses ist das erste und fürnehmste Gebot (principium doctrinale, fundamentum fidei salvificae), in welchem, wie die Schrift sagt, Moses und die Propheten enthalten sind; es ist also auch dieses der einzige und wahre Fundamentalartikel der christlichen Religion. Auf diesen kann und muß das ganze christliche Lehrsystem erbauet werden, und alles, was das reine Christenthum ausmacht, ist entweder in ihm enthalten, oder hängt doch auf eine consequente Art mit demselben zusammen.

Daß nun dieser Artikel von Jesu und seinen Aposteln für das Principium des seligmachenden Glaubens erklärt wird, liegt am Tage, wie wenig man auch darauf in den bisherigen Lehrbüchern gesehen hat; daßer aber auch nach aller wissenschaftlichen Schärfe die Probe halte, und die gebildeteste Vernunft selbst kein anderes auffinden könne, das habe ich im einzigen Zweck Jesu und in der Kritik der Religion weitläufiger ausgeführt; worauf ich meine Leser hier verweise, um mich nicht unnöthiger Weise zu wiederholen.

Hiermit kann ich dieses Kapitel beschließen, denn die Sache und das, was ich hier nur beabsichtige, nämlich daß jenes der ächte und einzige Fundamentals

talartikel sei, das ist so klar, daß man es blos sagen darf.

Es leuchtet aber ein, daß, wenn man von diesem Fundamentalartikel ausgeht, der Lehrbegriff des Christenthums eine ganz andere Gestalt bekommen werde.

Es lassen sich ganz artige Betrachtungen über die Fruchtbarkeit dieses Princips, sowohl für die Architektonik der Religion, um ein wissenschaftliches System derselben zu verfertigen, als auch für die Methodik, um die Religion selbst mit Erfolge zu lehren, anstellen; allein dergleichen Erörterungen gehören nicht in eine Censur. Für uns ist es jetzt genug zu wissen:

1) daß es nur einen Fundamentalartikel der christlichen Religion gebe;

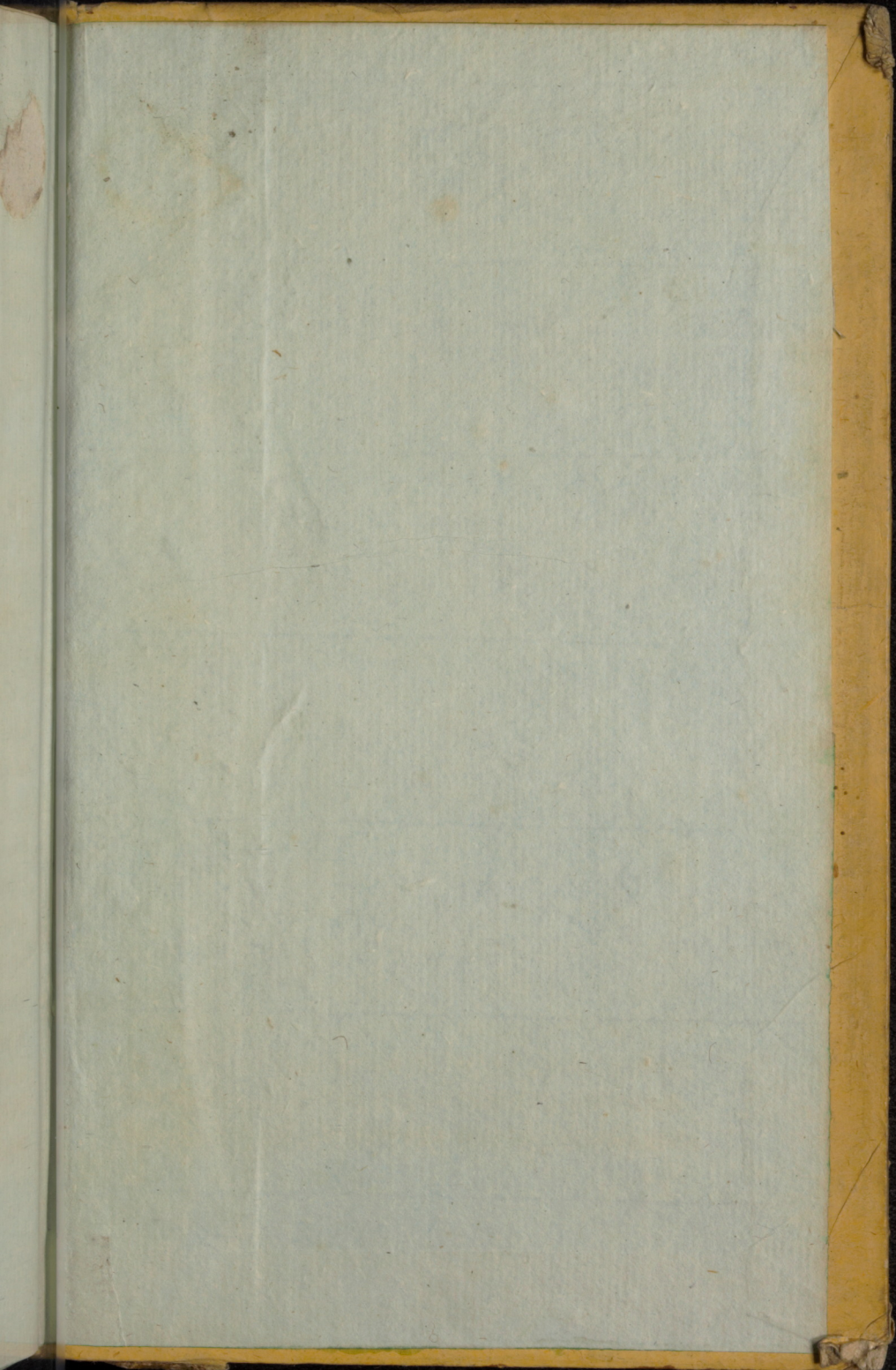
2) daß dieser von Christus selbst und seinen Aposteln dafür erklärt, und in seiner populären und fruchtbaren Einzigkeit aufgestellt sei;

3) daß er selbst nach den gereinigten Principien der Vernunft nicht anders angegeben werden könne. Daß er folglich

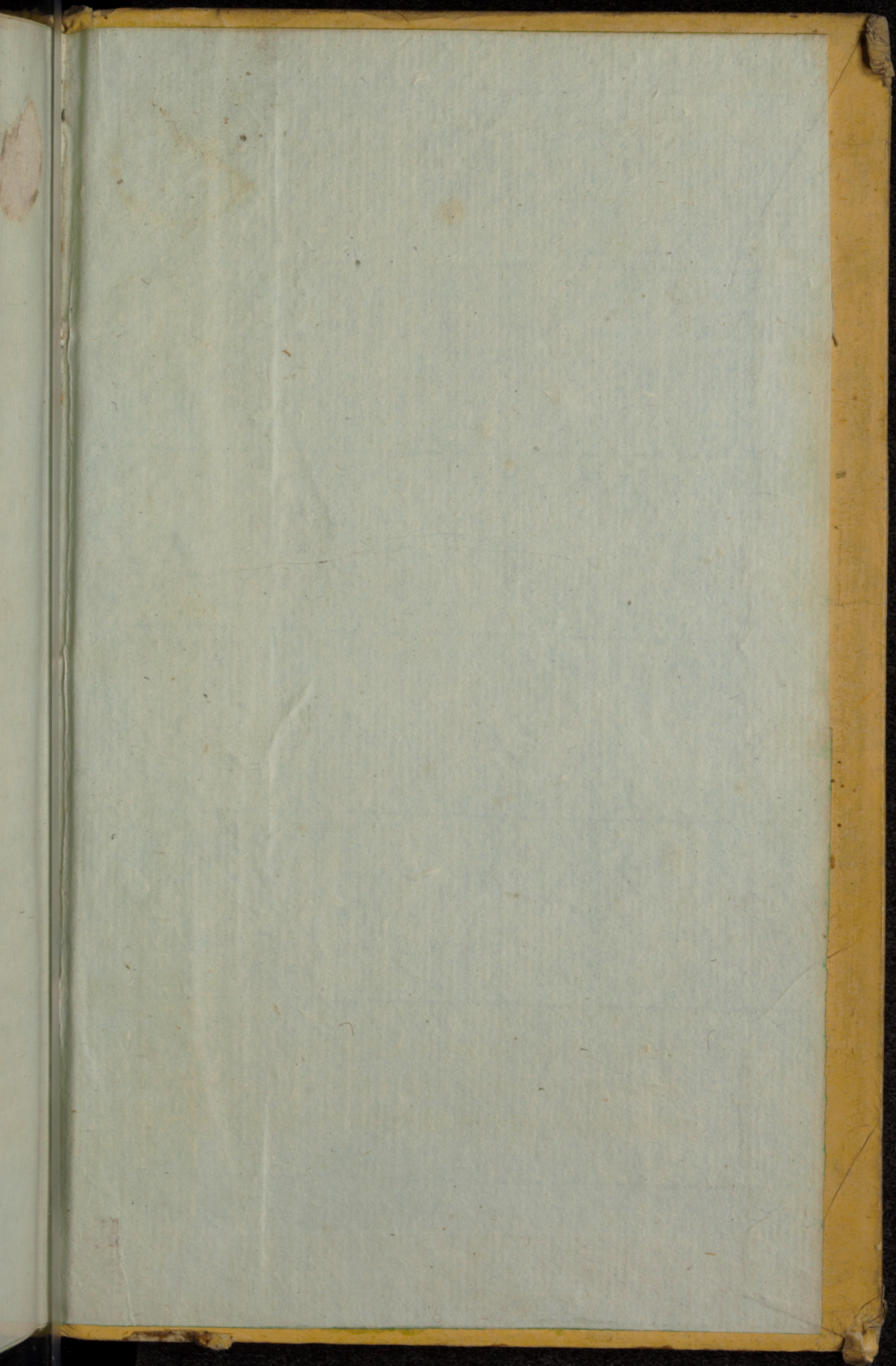
4) alle Eigenschaften eines Fundamentalsatzes habe.

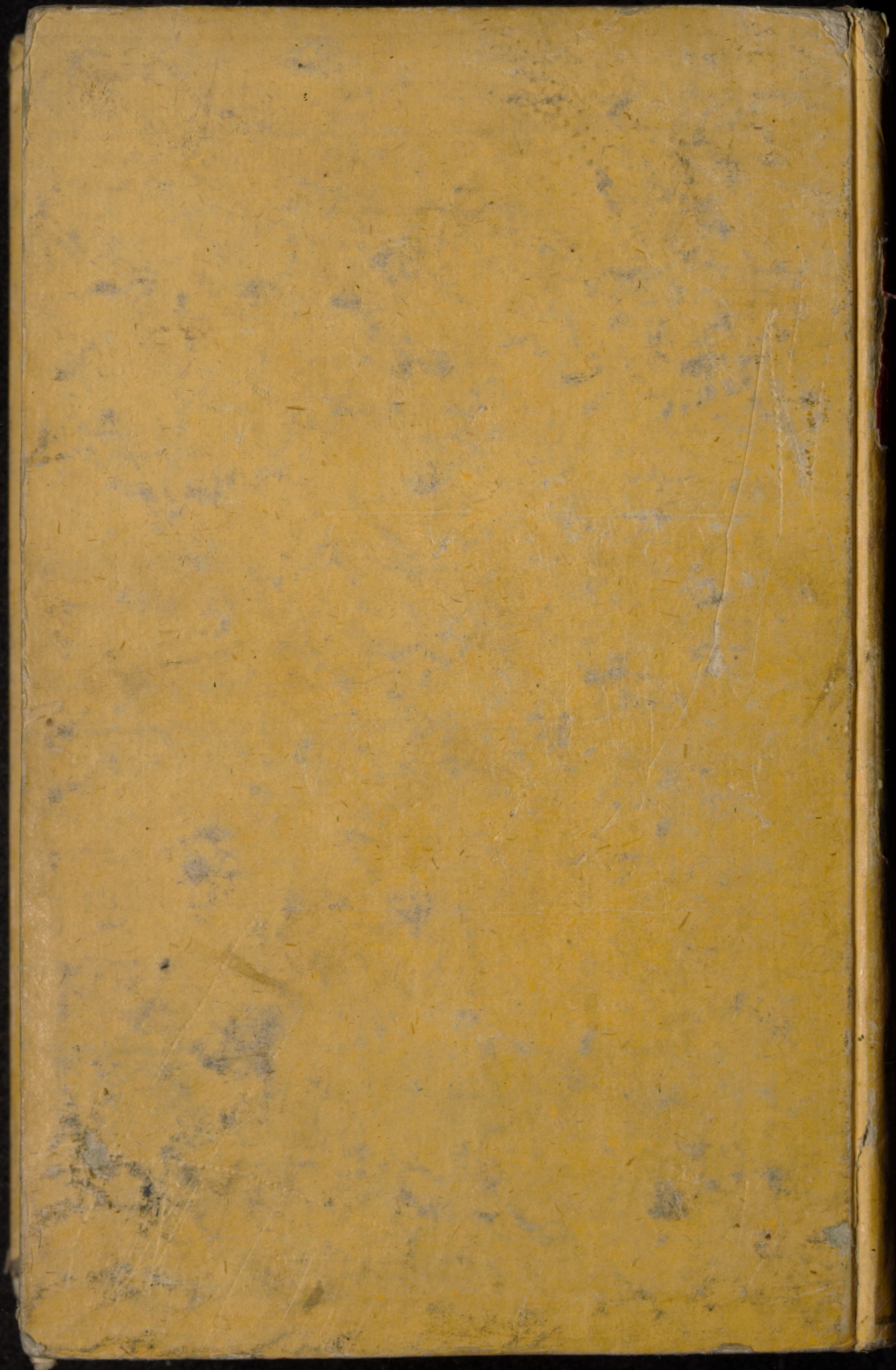
Es ist daher alles, was nicht entweder in dem Fundamentalgesetze selbst enthalten ist, oder daraus durch eine consequente Schlußart gefolgert werden kann, nach der eignen Aussage Christi und seiner Apostel nur zufällig und es bleibt nichts wesentlich als Liebe, Glaube und Hoffnung; aber die Liebe ist die größte unter ihnen; denn die Liebe (die durch das praktische Gesetz der Freiheit gewirkte Gesinnung und Handlungsart) erfordert den Glauben an das Dasein Gottes, und begründet die Hoffnung einer der Sittlichkeit des Subjekts proportionalen Glückseligkeit, wozu die Unsterblichkeit der Seele als eine nothwendige Bedingung (conditio sine qua non) angesehen werden muß.

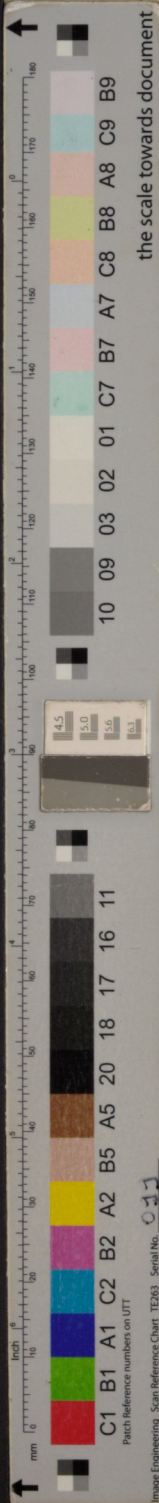
---











the scale towards document

es dem Wesen der Religion abge-  
en und immer bewährten bleiben  
Allein dieses läßt sich nicht eher  
mit dem Religionsysteme selbst  
So lange hier noch alles durch  
nwendliche Sachen für wesent-  
gar Anstößigkeiten für baare Zu-  
gelehrt werden, ist auch an eine  
Methode des religiösen Unterrichts

che bei einer andern Gelegenheit  
ber und lenke jetzt wieder ein.

tus noch seine Apostel ein wissen-  
de der Religion vortragen, son-  
lehrten und alles aufs Praktische  
sich auch von selbst, daß man in  
elassenen Schriften kein systema-  
darf.

in ganz falscher Ansicht, wenn  
christlichen Lehre als vollkommene  
hen Religion ansehen will. Sie  
ehrwürdige und unschätzbare Frag-  
viel sowohl der Lehrart damaliger  
wichtige Artikel der Religion selbst  
Wir können jetzt nichts mehr, als  
Wahl und Einsicht benutzen. Und

h 3

da